9. Jahrgang
Ausgabe 33

DAMHÁIN ALLA



Ausgabe Lughnasad

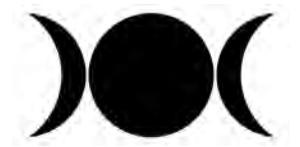
Lughnasad

Lughnasad ist sowohl das Schnitterfest, als auch das erste Erntedankfest. Ein Mythos erzählt, dass Lugh dieses Fest zu Ehren seiner Ziehmutter Tailtiu ins Leben gerufen hätte. In Kildare und Tara gab es Feierlichkeiten für eine Muttergöttin namens Carman.

Neben vielen anderen Aspekten ist Lughnasad für mich ein Fest der Dankbarkeit. Ich danke der Göttin, dass ich in dieser unruhigen Zeit in einer friedlichen Umgebung leben darf, ich danke für den Überfluss an Nahrung und ich danke dafür, dass ich meine Religion ausleben kann. Wenn ich über den Tellerrand blicke, weiß ich, dass all das nicht selbstverständlich ist. Und dann wird für mich aus dem ersten Entedankfest auch eine Zeit des Zurückgebens.

Ich wünsche euch, liebe Leser, Dankbarkeit, denn sie schärft den Sinn für das Gute und Schöne in dieser Welt. Ich wünsche euch auch Großzügigkeit, denn das Geben gehört zu den Dingen, die glücklich machen. Uns allen wünsche ich, dass wir auch weiterhin in Frieden und Wohlstand das Leben und die Liebe feiern können.

Blessed be.



Impressum

Herausgeber und Redaktion:
Damhain Alla e.V.
Reichenhainer Straße 47
09126 Chemnitz

Layout und Internetpräsenz:
Carsten Weinert

Inhaltsverzeichnis

Tiere in den Mythen

Die Schwalbe

Mit dem Einzug der kühleren Temperaturen im September treten die Schwalben ihren Flug in die Winterquartiere an. Kennen dürfte sie jeder, der als Kind hin und wieder ein paar Tage auf dem Bauernhof zubrachte oder etwas ländlicher aufgewachsen ist. Schon seit dem Altertum sind sie als Vorbote des kommenden Sommers gern gesehene Glücksbringer. Macht denn eine Schwalbe schon deinen Sommer?

Die eleganten Flieger sind mittelgroße Singvögel, die sich hauptsächlich von Insekten ernähren und bis auf die Arktis und Antarktis weltweit verbreitet sind. In Europa gibt es nur vier heimische Arten, von denen die Rauch- und Mehlschwalbe (*Hirundo rustica* und *Delichon urbica*) die wohl Bekanntesten sein dürften. Zu den beiden anderen zählen die Ufer- und Felsenschwalben (*Riparia riparia* und *Ptyonoprogne rupestris*). Am Auffälligsten bei allen Arten sind der gegabelte Schwanz, der schlanke, stromlinienförmige Körperbau und die relativ kleinen Füße, die eher zum Greifen und Festhalten statt zum Spazieren geeignet sind.
Bei uns sind sie Zugvögel, die den Winter in Afrika und anderen warmen Landen zubringen und erst im Frühjahr, wenn bei uns das Nahrungsangebot wieder ausreichend gesichert ist, zurückkommen.

Nicht zu verwechseln sind sie mit den Seeschwalben oder den bei uns ebenfalls heimischen, in den Städten häufiger vorkommenden Mauerseglern. Letztere haben einen kürzeren Schwanz und sind bis auf einen weißen Fleck an der Kehle durchgängig braunschwarz gefiedert – Schwalben hingegen haben eine gänzlich weiße bis cremefarbene Bauchseite. Weiterhin sind sie eines angenehmen Gezwitschers mächtig, was man von den schrillen Rufen der Mauersegler nicht unbedingt behaupten kann.

Wie schon erwähnt, ernähren sie sich hauptsächlich von Fluginsekten, die sie in schnellen und kühnen Manövern erbeuten. Der Schwalbenflug lässt uns Rückschlüsse auf das Wetter ziehen, wie in der alten Bauernregel: aufsteigende warme Luftmassen bei schönem Wetter heben die Insekten in höhere Ebenen, Tiefdruck (schlechtes Wetter) lässt sie tiefer fliegen – und mit ihnen die kleinen Sperlingsvögel während der Nahrungssuche. So erklärt sich der Spruch *„Wenn die Schwalben niedrig fliegen, wird man Regenwetter kriegen. Fliegen sie bis in die Höh´n, bleibt das Wetter noch recht schön!“*.

Tötet man eine Schwalbe, soll es lange regnen. Nistet sie im Gegenzug am Heim, bleibt das Haus von Blitz und Feuer verschont. Im deutschen Aberglauben ist sie ein glücksbringender, heiliger Vogel, der also weder gestört noch vertrieben oder gar getötet werden darf, wenn man das Glück nicht aus seinem Leben verscheuchen will. Dennoch bin ich im Zuge meiner Recherche auf einige sehr unschöne Rituale gestoßen, die diesen Ratschlag nicht beherzigen, darauf werde ich aber später eingehen.
Vorzugsweise nisten sie an schwer zugänglichen Stellen und bauen ihre charakteristisch geformten Nester aus Lehm- und Erdklümpchen, Stroh und Heu, die sie mit ihrem besonders gut klebenden Speichel mischen. Manche Arten machen es sich auch mit einem Polster aus Federn besonders gemütlich. In der Landwirtschaft werden die Insektenvertilger gern gesehen – man denke dabei zum Beispiel an all die Bremsen und Fliegen, die Pferde oder Kühe belästigen – jedoch erschweren streng angezogene Hygienevorschriften das Vermehren ihrer Nahrungsgrundlage und man sieht sie immer weniger in der Nähe von Ställen und Höfen fliegen. Durch die Aufgabe vieler landwirtschaftlicher Betriebe gingen leider auch viele Nistplätze verloren. Um diesen Verlust auszugleichen, stellte man seit den 1890er Jahren Schwalbenhäuser auf, welche neue Möglichkeiten zum Nestbau boten. Im Volksglauben bewahren im Stall nistende Schwalben das Vieh vor Krankheit und vorzeitigem Tod. In diesem Zusammenhang findet sich auch der Glaube, dass eine Kuh rote Milch oder Blut gibt, wenn eine Schwalbe vorher unter ihr durchflog – dies könne ebenso geschehen, wenn man ein Schwalbennest am Haus zerstört. Die auffällig rote Kehle der Rauchschwalben rief mehr als einmal Assoziationen mit Blut hervor. Den Aberglauben aber mal beiseite, dieses „Phänomen“ tritt tatsächlich bei Kühen auf und zwar nicht selten, nachdem das Muttertier gekalbt hat.

An Wohnhäusern errichtete Nester werden aufgrund der Verschmutzung (Nistmaterial und Ausscheidungen der Tiere) oft von den Bewohnern entfernt. Nach dem deutschen Bundesnaturschutzgesetz (§ 44 Abs. 1 BnatSchG) ist das allerdings verboten und Verschmutzungen lassen sich durch Anbringen von sogenannten Kotbrettern verhindern. Erklärt das mal den peinlich sauberen Nachbarn nebenan, sofern ihr nicht in der Stadt wohnt, wo es den Gesellen an den Hauswänden in der Regel sowieso zu kalt ist. In einem Haus, das von Schwalben gemieden wird, so sagt der deutsche Aberglaube, wohnen ohnehin böse Menschen oder aber selbiges ist von Einsturz bedroht.



Der kleine Däumling reitet auf einer Schwalbe, Illustration von W. H. Robinson (1913).

Ich erwähnte bereits, dass die geschickten Kunstflieger seit dem Altertum nahezu allseits beliebte Tiere sind. Daher möchte ich nun ein wenig näher auf ihre mythologische Bedeutung eingehen.
Im alten Rom sah man Schwalben als gutes Omen besonders in Tempelanlagen und an staatlichen Gebäuden gern. Als generelles Lichtsymbol waren sie in der Antike bekannt und Begleiter von Liebesgöttinnen wie Aphrodite oder ihrem römischen Äquivalent, der Venus. Aus dem Flug der Schwalbe sollen griechische Priesterinnen die Zukunft gelesen haben, wobei jedoch Vorhersagen aus dem Vogelflug damals im Allgemeinen kei-

ne ungewöhnliche Methode zur Divination darstellten.

Uns sind auch Verwandlungsgeschichten bekannt: als Schwalbe umflog Isis den Baum, der den Sarg ihres Geliebten Osiris in Byblos umwuchs. Sie weint dabei so herzzerreißend, dass einige der Anwesenden vor Gram verstarben.
Aus Athen stammt eine andere Erzählung: Die Königstochter Prokne setzte ihrem grausamen und untreuen Mann Tereus aus Rachsucht den eigenen, zerstückelten Sohn zum Essen vor. Als er die Speise erkannte, verfolgte er die Schwestern Prokne und Philomela in fassungsloser Wut. Flüchtend verwandelte sich die eine in eine Nachtigall und die andere in eine Schwalbe. Tereus stellt ihnen auf immer in Gestalt eines Wiedehopfs nach.

Auch im Christentum, vor allem in Bezug auf Jesus' Mutter Maria, spielt die unbeschwerte Zwitscherin eine Rolle, vielleicht weil Maria viele Gemeinsamkeiten mit Isis hat. Die Schwalbe versinnbildlicht dort die Geborgenheit des Suchenden bei Gott. Das mag wohl allgemein mit dem ihr zugeordneten häuslichen Frieden zusammen hängen. Aus der ihr zugeschriebenen Fähigkeit, ihre Jungen mithilfe des Schöllkrauts von Blindheit zu heilen, entwickelte die Schwalbe sich bei den Christen zu einem Symbol für Buße, denn die Buße verstand man als Heilung von geistiger Blindheit. Vielleicht wäre es von Vorteil, wenn einige unserer Zeitgenossen hin und wieder ihren Blick gen Himmel heben würden? Aber das sei mal nur am Rande erwähnt.
In manchen deutschsprachigen Regionen nennt man sie auch „Marien-“ oder „Muttergottesvögel“, im Schwabenland sind sie als „Herrgottsvögel“ bekannt. Aus dem badischen Raum stammen die Sprichwörter *„Am Tage von Maria Geburt fliegen die Schwalben furt“* (8. September) und *„Marienverkündigung kommen sie wiederum“* (25. März), was ja auch in etwa mit ihren Reisezeiten übereinstimmt.

Ihr regelmäßiges Wiederkehren jedes Frühjahr blieb den Menschen nicht verborgen und wohl aus diesem Umstand entwickelte sie sich zum Sinnbild für die christliche Wiederauferstehung, Erneuerung in Reinheit, ebenso wie auch Pflichttreue. Kommen die Zugvögel wieder, erwarten wir auch die gewisse Rückkehr des Sommers, als wäre das eine vom anderen abhängig. Das allseits bekannte Sprichwort *„Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“*, stammt übrigens von Äsop und weist uns darauf hin, unsere Euphorie in Grenzen zu halten, sprich: sich nicht zu früh über kleine Anzeichen für ein wünschenswertes Ereignis zu freuen. Die warme Jahreszeit hat erst mit dem Eintreffen aller Schwalben gänzlich bei uns Einzug gehalten. Ebenso ist es mit den Dingen, die wir uns ersehnen und den Vorzeichen, die damit verbunden sind. Die Fabel, aus der sich die Redensart ableitet, nennt sich übrigens „Der verschwenderische Jüngling und die Schwalbe“. Besagter junger Mann ging im Zuge seiner Lebensart bis auf den letzten Mantel seines ganzes Hab und Guts verlustig. Auch den Mantel verkaufte er, als er die erste Schwalbe im Frühjahr heimkehren sah. Allerdings blieb es die darauf folgenden Nächte noch lange kalt, der kleine Vogel erfror und dem zitternden Jüngling blieb nur die Wut auf das tote Tier und dessen vorzeitige Verheißungen.
Die vermittelte fröhliche Leichtigkeit ist also ein wenig mit Vorsicht zu genießen.
Bei den Indianern Nordamerikas zum Beispiel übernahm die Baumschwalbe zuweilen die Rolle des Cojoten als Trickster, der genau das Gegenteil von dem tut, was er verspricht. In Japan sagte man ihr neben Häuslichkeit und Fürsorge auch Treulosigkeit nach. Ihr Flugverhalten ist lebhaft, schnell und mutig, aber auch voller Finten. In ihrer

Grundbedeutung von der Hoffnung auf neues, sprießendes Leben, Glück und positive Veränderungsmöglichkeiten schwingt also auch die Warnung vor Täuschung und Selbstbetrug mit. Du musst schon die Augen offen halten, wenn du bei ihrer Geschwindigkeit mithalten möchtest.



„Frühling“, Zeichnung von Marie Laux (1892)

Angeblich könne man mit einem Ritual, von dem ich mir wünsche, dass es sich nicht allzu weit verbreitet hat, Sympathie oder Antipathie in einer bestimmten Person wecken. Dazu vergräbt man ein Nest mit geschlüpften Schwalben in der Erde, die Vögel ersticken folglich. Gräbt man es wieder aus, so könne man die Liebe einer erwählten Person mit Hilfe jener Tiere erwecken, die mit offenem Schnabel erstickten. Diejenigen, die mit geschlossenem Schnabel starben, schüren hingegen angeblich den Hass. Man muss dazu auch erwähnen, dass Schwalben im Mittelalter als Anzeiger von Armut galten. Die relativ bedürftigen Mittel, aus denen sie ihr Nest errichten, galten als Spiegel für den fehlenden Reichtum der Bewohner des Hauses, an dem besagtes Schwalbenheim haftete.
In Frankreich kannte man eine deutlich tierfreundlichere Magie: man legte für neun Tage einen goldenen Ring in ein Schwalbennest, um mit diesem dann die Zuneigung der oder des Beschenkten zu gewinnen.
Schaut man, nachdem man die erste Schwalbe im Frühjahr erblickt hat, sich selbst über die linke Schulter, befähige einen das dazu, für das gesamte restliche Jahr alle bösen Geister zu sehen. Nach altrömischem Glauben nahm der Anblick auch für ein Jahr alle Augen- und Zahnschmerzen weg; legt man sich hingegen dabei auf den Rücken, schütze man sich damit das ganze Jahr über gegen Rückenschmerzen.
In der Volksmedizin halfen gegessene Schwalben (oder verschiedene Einzelteile in gekochter oder gemahlener Form) gegen allerlei Krankheiten wie zum Beispiel Fallsucht, Diphterie, Augen- oder Halsleiden, Epilepsie oder Fieber. Gekochte Schwalbeneier werden auch häufig mit Reichtum in Verbindung gebracht; zum Beispiel könne man eines in der Tasche tragen, um Geld anzuziehen.
Die Asche eines Schwalbennestes mache weiterhin Schießpulver treffsicher, was freilich in der heutigen Zeit weniger vonnöten ist. Das Nest hilft angeblich auch gegen Hals- oder Rückenkrankheiten oder wird für Liebeszauber verwendet. Angeblich würde eine Räucherung mit demselben von „Schreck“ heilen. Ich könnte mir allerdings wohlriechendere Ingredienzien für eine beruhigende Räuchermischung vorstellen.

Viele nützliche Eigenschaften ranken sich außerdem um den sogenannten Schwalbenstein (*Chelidonius lapis*, vom griech.: *xelidon* „Schwalbe“). Diesen finde man in der Leber von sehr jungen Schwalben oder in Nestern, in denen schon seit sieben Jahren gebrütet wird. Als Amulett getragen half der rote Stein gegen schon oben genannte Krankheiten und mache beredt, liebenswürdig und geschickt – quasi verleiht er die Eigenschaften, die auch die Vögel besitzen.
Die Leiden, die der schwarze Schwalbenstein heilt, wurden ebenfalls oben schon aufgezählt, des Weiteren mache er beliebt und wecke Vertrauen zum Träger.
Aristoteles nannte die Schwalbe das scharfsinnigste Tier, dem sogar seine Augen nach-

wachsen können, daher war man von seiner Wirkung gegen Augenleiden im Altertum fest überzeugt. All diese Wunder, die man den Steinen nachsagt, sind also schon seit langem bekannt und leben noch heute mancherorts weiter, vor allem was die Genesung von Epilepsie betrifft.
Es handelt sich bei den mysteriösen Heilmitteln vermutlich um kleine Kieselsteinchen, die die Tiere bei der Nahrungsaufnahme zu sich genommen haben oder hart gewordene Ausscheidungen in jahrelang benutzten Nestern.



Was hat es nun zu bedeuten, wenn dir im Traum eine Schwalbe erscheint? Wie schon angeklungen, symbolisieren sie Glück und häusliche Zufriedenheit, ohne Neid und Streitigkeiten, stehen aber auch für Wandlung und rasche Veränderungen. Wenn du etwas anpacken möchtest, tu es jetzt ohne lang zu zögern. Bist du dir nicht sicher, ob du dich wirklich schon binden sollst, scheu dich nicht mehr davor, den Schritt zu tun.

Möglich kann auch eine angedeutete Sehnsucht nach familiärem Zusammenhalt sein. Ein Nest kündigt Nachwuchs an, ein aus dem Nest gefallenes Junges hingegen soll einen unmittelbaren Todesfall ankündigen. Das gilt auch, wenn einem ein solches in Wirklichkeit vor die Füße fällt. Wenn der Träumende das Nest zerstört, ist er jedoch im Begriff, sein eigenes Glück in den Ruin zu treiben, sei es auf beruflicher oder privater Ebene.
Begegnungen mit Schwalben erinnern uns an die Vergänglichkeit, aber auch die Wiederkehr des Augenblicks. So wie eine Schwalbe blitzschnell vor dir auftaucht, aus deinem Sichtfeld verschwindet und wieder an dir vorbei fliegt, macht sie dich aufmerksam darauf, dass auch noch so kostbare (oder schreckliche) Momente im Leben kommen und gehen. Die Lektion ist also simpel: genieße die dir gegönnten schönen Zeitpunkte in dem Wissen, dass sie vergänglich sind und halte nicht am Unangenehmen fest, denn letztlich ist beides nichts weiter als ein kurzer Augenblick im Spiel des Lebens. Es gibt nichts zu verpassen. Was wirklich wichtig für dich ist, wird wiederkehren.

Zine

Quellen (Stand Internetquellen 06/2014):
A. Kämper: *Tierboten. Was uns Begegnungen mit Tieren sagen*, 2005.
Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Bd. II/A1, 1921.
C. Rose / A. Turner: *A Handbook to the Swallows and Martins of the World*, 1989.
C. Zerling / W. Bauer: *Lexikon der Tiersymbolik*, 2003.
www.schamanische-krafttiere.de/Krafttier_Schwalbe.html
www.schwalbenschutz.de

Zahlen im Wicca

Die Dreizehn

Nach etwas längerer Pause soll es diesmal wieder um eine Zahl und ihren Bezug zum Wicca gehen. Ich habe mir dieses Mal die Dreizehn als besondere Zahl herausgesucht, die ich hier etwas näher beleuchten möchte.

Die Dreizehn ist eine recht häufige Symbolzahl. Während ihr einige Glück zuordnen, so gibt es auch viele, die in ihr eine Unglückszahl sehen. Etwas, was diese Zahl ein bisschen besonders macht, ist die Tatsache, dass sie eine Primzahl ist. Einige schöne mathematische Spielereien lassen sich ebenfalls mit ihr anstellen.

Wollen wir einen Eindruck von solchen Spielereien gewinnen, können wir hier erst einmal eine Teilung durchführen. Wir müssen unterscheiden zwischen der geschriebenen Zahl, also den Ziffern 1 und 3, die wiederum auch im Wicca von Bedeutung sind, und der Menge „13“ an sich. Das setzt aber voraus, dass man von den Ziffern auf die Bedeutung schließt. Denn es ist ein menschliches Konstrukt, dass die Menge „13“ nur durch eine 1 und eine 3 beschrieben werden kann, wohingegen die Menge an sich natürlich ist und auch ohne den Menschen vorhanden wäre. Zur Verdeutlichung ein Beispiel: „13“ wird nicht jeder auf der Erde verstehen. Möglicherweise verwenden manche statt dem bei uns gebräuchlichen Zehnersystem ein Fünfersystem oder ein Dreiersystem zum Rechnen oder Ausdrücken von Mengen. Hingegen wird ein Haufen von dreizehn Steinen hier genauso definiert sein wie über all. Die Menge ist immer gleich. Das Geschriebene kann sich unterscheiden.

Die mathematischen Gegebenheiten stützen sich hier also auf die Menge. Eine 13 lässt sich nicht in gleichgroße sinnvolle Haufen aufteilen, ohne dass ein Rest bleibt. Deshalb ist sie eine Primzahl. Zudem ist sie eine zentrierte Quadratzahl. Das heißt, sie ergibt sich als Differenz zweier benachbarter Quadratzahlen, nämlich der 36 und 49 (6^2 und 7^2). Die Summe der unquadrierten Zahlen (also 6 und 7) ergibt wiederum die zentrierte Quadratzahl. Die dreizehn ist Teil der Fibonacci-Folge, die sich wiederum auch in der Natur wieder findet, zum Beispiel als Spiralen in Blütenmustern. Das soll hier aber nicht in die Tiefe führen. Im Internet kann man vieles dazu leicht selber finden.

Eine weitere Besonderheit, die auf den Ziffern beruht, ist die Tatsache, dass die Dreizehn eine Mirpzahl ist. Das bedeutet, dass sie rückwärts gelesen wieder eine Primzahl ergibt (31). Aber auch das soll hier aber nicht weiter ausgebaut werden, da es für unser Thema kaum eine Relevanz hat.

Uns interessiert etwas ganz anderes: Wo begegnet uns die Dreizehn im Wicca? Was mir da als erstes einfällt, ist die Anzahl der Covenmitglieder, die auf 13 begrenzt sein sollte. Danach wäre eine Teilung notwendig. Die 13 gehört nach G. B. Gardner zu den vollkommenen Zahlen. Wie wir schon in einem vorhergehenden Artikel feststellten, empfand er auch die 40 als vollkommene Zahl. Eine

Möglichkeit, um zu dieser Zahl zu kommen, war das Zusammenzählen von drei Coven mit je 13 Mitgliedern und einem zusätzlichen Leiter (13 x 3 + 1). Wir stellen also fest, dass die 13 nicht nur die Obergrenze, sondern offensichtlich auch die für Gardner optimale Anzahl der Mitglieder eines Covens darstellt. Warum, darüber können wir zunächst nur spekulieren: Entweder aufgrund der Mystik der Zahl oder es ergibt sich einfach aus praktischen Gründen. Die Gruppe sollte weder zu groß noch zu klein sein, um optimale Ergebnisse zu bekommen. Letztlich hat wohl beides eine Rolle gespielt.

Wir wollen uns an dieser Stelle Gardners Buch *Witchcraft Today* an einigen Stellen genauer ansehen, denn es bietet einiges zu den Zahlen, auch zur Mitgliederanzahl eines Covens. Gardner selbst erwähnt dazu Folgendes: *„Eine Gemeinschaft setzt sich nach der Überlieferung aus zwölf Hexen und einem Führer zusammen, vielleicht weil dies eine glückliche Zahl ist und es dreizehn Mondumläufe im Jahr gibt“* (S. 120-121). Und weiterhin sagt er zu den Coven: *„Für die Zahl dreizehn kann man mir keinen anderen Grund angeben, als daß dies der Brauch sei und ‚mehr Teilnehmer den Ritus zu lang hinausziehen würden, da jeder für sich bestimmte Dinge ausführen muss'. Auch sind sechs Paare und ein Führer die richtige Zahl für einen drei Meter großen Kreis. In einem größeren wird man nicht so leicht schwindelig“* (S.121).

Übrigens unterteilt Gardner zwei Arten von Gemeinschaften – den Coven, der perfekter Weise dreizehn Mitglieder haben sollte, und diejenigen, die bei einem Ritual zusammenkommen. Bei letzterem konnte es sich einfach um verschiedene Leute mit gemeinsamem Glauben handeln. Sie hatten einen sogenannten Führer und im Ritual war eine Hohepriesterin anwesend – diese konnte allerdings auch von anderen Gemeinschaften „ausgeliehen“ werden. Führer und Hohepriesterin mussten nicht zwangsläufig die gleiche Person sein. Bei der anderen Version der Gemeinschaft hingegen sollten sechs Paare und ein Führer zur Gruppe gehören. Die Paare sollten „echte“ Paare sein, sich lieben, damit beste Ergebnisse erzielt werden konnten. Sollten sich keine echten Paare eingefunden haben, so wurden die Teilnehmer anderweitig auf 13 aufgestockt. Im Kreis waren dann diese zusätzlichen Personen allein durch diese Zahl gereinigt, wenn sie den Kreis betraten. Nach dem Ritus von Kuchen und Wein wurden alsdann alle übrigen Teilnehmer, die vorher außerhalb gewartet hatten, in den Kreis geholt und gereinigt. Gardner nennt hier *„andere Eingeweihte und Kinder“* und andere Nicht-Eingeweihte, die über die dreizehn hinausgehen. Allerdings können sie die ganze Zeit die Riten beobachten, sitzen also neben dem Kreis (S. 122 und S. 132).

Wir wollen zunächst von der 3 und der 5 als wichtige Zahlen im Wicca ausgehen, genau wie Gardner dies tat. Erläuterungen dazu finden sich zum Teil schon im Artikel zur „Acht“. Bilden wir nun daraus die nächsten Zahlen, indem wir die vorherigen zwei addieren, so erhalten wir zunächst die 8 (3 + 5) und anschließend die 13 (5 + 8). Auch Gardner ging so vor. So finden wir in *Ursprung und Wirklichkeit der Hexen - Witchcraft Today* Folgendes zur Zahlenmystik:
„Der Kult scheint auf einer einfachen Zahlensymbolik aufgebaut zu sein. Ich weiß nicht woher sie stammt“ (S. 120).
Unterstellen wir also Gardner, dass er die Wahrheit sagte, so ergibt sich, dass diese Zahlensymbolik schon vorher existierte, ohne dass der Ursprung bekannt ist. Dass es eine einfache Symbolik ist, ergibt sich daraus, dass sich aus wenigen Zahlen alles weitere ergibt – gemeint sind hier die Drei und die Fünf, ihr könnt ja selber einmal schauen, wie

sie sich kombinieren lassen und was das für Wicca oder euch selbst bedeutet. Nach Gardner stehen sie auf jeden Fall für etwas Positives:
„Die Zahlen 3, 5, 8, 13 und 40 werden als gute oder glückliche Zeichen angesehen und haben eine bestimmte Bedeutung“ (S. 120).

Des Weiteren geht er darauf ein, dass es drei wichtige Werkzeuge gibt, die unersetzlich sind und ein Muss. Diese wiederum werden durch fünf ergänzt, die alle ihre entsprechende Bedeutung und Verwendung haben. So kommen wir insgesamt auf die uns bekannten acht Werkzeuge. Da haben wir also schon drei bedeutungsvolle, mystische Zahlen. So erklärt er, weshalb viele Dinge im Wicca auf 3, 5 und 8 beruhen, was wir ja auch in den vorhergehenden Artikeln immer wieder gesehen haben. Besonders deutlich werden diese Zahlen bei den Werkzeugen, aber auch beim fünffachen Kuss, der ja im Prinzip ein achtfacher ist. Diese drei Zahlen sind eng miteinander verknüpft, zumindest im Wicca.

„Acht und fünf ergeben dreizehn, wieder eine gute Zahl. Da fünf mal acht oder aber drei Gemeinschaften und ein zusätzlicher Führer vierzig ergeben, ist auch dies eine gute Zahl, so daß die Zahl bestimmter Dinge vierzig sein muß“ (S. 120).
Hier erklärt Gardner eindeutig, dass zuerst die Zahlen da waren und das System Wicca sich an diesen als gute Zahlen orientierte und sie dieses beeinflussten. Allerdings erklärt er nicht, woher die Zahlenmystik kommt und warum es glückliche Zahlen sind, sondern nur, dass er erst diese Zahlensymbolik übernahm und anschließend einiges im Wicca daran anpasste oder darauf aufbaute. Eine Vermutung über Gardners Quellen sei uns aber erlaubt: Dass Hexen in sogenannten Coven mit je 13 Mitgliedern gearbeitet hätten, hat schon einige Jahre vor Gardner die britische Anthropologin Margaret Murray behauptet und dafür viel Kritik einstecken müssen. Ihre Theorien über den *Hexenkult in Westeuropa*, so der Titel ihres Buches, deckt sich in großen Teilen mit den Glaubensinhalten des Gardnerian Wicca: Der Kult verehrt ihrer Meinung nach den gehörnten Gott, führt Fruchtbarkeitsriten durch, praktiziert Magie und arbeitet in Gruppen von 13 Mitgliedern.



Zwölf Hexen feiern, der Dreizehnte im Bunde ist der Gehörnte; Holzschnitt um 1600

Gardner wiederum erläuterte, dass die Dreizehn seiner Meinung nach eigentlich als Losung oder Passwort für den Kult zu gebrauchen war. Es sei allerdings in den Zeiten der Verfolgung vielerorts gefährlich gewesen, „dreizehn“ zu sagen, da man dadurch sofort als Hexe erkannt worden wäre. So bediente man sich eines sehr einfachen Tricks und sagte zum Beispiel in England „fünf und acht“ und in Italien „sechs und sieben“, um letztlich auf die Dreizehn zu kommen. Man brauchte also kein neues Passwort erfinden, sondern konnte die ursprüngliche Bedeutung beibehalten. Ich habe jedoch nicht herausfinden können, welche dies genau ist. Möglicherweise stammt es aus dem Aberglaube, dass die Dreizehn die Zahl des Teufels wäre

oder es geht auf frühere Geheimorden zurück. Gardner nennt als Beispiel den Orden des Strumpfbandes, bei dem dieses als Erkennungszeichen gilt. So soll es in früheren Zeiten 13 Gemeinschaften mit 13 Mitgliedern gegeben haben, die alle einen gemeinsamen Führer hatten (S. 126-127). Sowohl Gardner, als auch Margaret Murray hätten übrigens freimütig zugegeben, dass die 13 die Zahl des Teufels ist. Allerdings deshalb, weil die alten gehörnten Fruchtbarkeitsgötter unserer Ahnen von der Kirche zum Teufel umgedeutet wurden und die Mitgliederzahl der frühzeitlichen Ritualgruppen somit zur schlechten Zahl wurde.

Woran denken wir im Zusammenhang mit Wicca noch, wenn wir die 13 hören? Mir fallen da vor allem die Vollmonde ein. Man sagt ja, dass 13 Mondumläufe und damit 13 Vollmonde in einem Jahr stattfinden. Nun ist ein Umlauf des Mondes um die Sonne allerdings nicht genau ein Dreizehntel eines Jahres lang, sondern etwas länger. Daher ist es gar nicht so, dass es immer dreizehn Vollmonde im Jahr gibt, sondern nur alle zwei bis drei Jahre. Darum wird von vielen ein dreizehnter Vollmond als etwas Besonderes angesehen. So hat jeder Vollmond in einem bestimmten Monat einen Namen. Ist ein zusätzlicher Vollmond in einem Monat – das geht nur in Jahren mit 13 Vollmonden – so ist das der sogenannte Blaumond. An sich dürfte er also gar nichts so Ungewöhnliches sein, schließlich sind die Kalendermonate von Menschen gemacht. Aber schon die Vorstellung, dass er etwas Besonderes ist, dürfte ihm Wirkmacht verleihen. Wir wissen schließlich, dass das Denken, erst recht von vielen, Energie und damit eine gewisse Magie hat. Also kann man den Blauen Mond zu einem besonders magischen Moment zählen, wobei die Vollmonde an sich ja schon besonders wirkmächtig sind. Interessant in diesem Zusammenhang finde ich allerdings, dass Gardner selbst scheinbar davon ausgeht, dass es immer dreizehn lunare Monate im Jahr gibt. Daraus kann man verschiedene Schlüsse ziehen: Entweder war ihm nicht bewusst, dass das Kalenderjahr nicht immer die dreizehn Mondumläufe komplett macht. Oder er rechnete grob mit 28 Tagen, also vier Wochen, für einen lunaren Monat (ähnlich wie dies bei Schwangerschaften getan wird). Man kommt dann auf 364 Tage (28 x 13), also auf nur einen Tag weniger als unser Kalenderjahr. Vielleicht kommt ja auch daher der Ausdruck: ein Jahr und ein Tag. Eine dritte Variante ist, dass das Hexenjahr mit Jahr gemeint ist und die umgekehrte Schlussfolgerung gilt: Erst wenn dreizehn Monde voll sind, ist ein Hexenjahr vorüber. Richtet man einen Zauber auf ein Jahr aus, wäre also nicht das Kalenderjahr sondern das Hexenjahr gemeint. Das Hexenjahr würde damit länger als ein Kalenderjahr dauern. Natürlich muss das nicht nur für Zauber gelten, sondern könnte, wenn es so gemeint ist, auch für alle anderen Arten von Magie, Götterdiensten usw. gelten.

Wenn wir davon ausgehen, dass Gardner und Murray die Dreizehn als perfekte Zahl übernommen haben, so stellt sich die Frage, woher sie kommt und was sie bedeutet.
Im Aberglauben spielt die 13 eine besondere Rolle. So glauben viele, dass ein Freitag, der 13. nichts Gutes bringt, sondern im Gegenteil Unglück. Dazu sollte man wissen, dass der Freitag allgemein früher als Unglückstag galt – Jesus wurde an einem Freitag gekreuzigt, auch Evas Biss in den Apfel soll an einem Freitag geschehen sein. Kam nun noch eine Dreizehn dazu, die auch als Zahl des Teufels gesehen wird, so erscheint klar, warum dieser Tag als besonders schlechtes Zeichen galt und manche auch bis heute noch Gültigkeit hat. Zudem wird man feststellen, dass in so manchen Hotels das dreizehnte Stockwerk oder Zimmer fehlt oder die Linie 13 in öffentlichen Nahverkehrsnetzen.

In vielen Kulturen wird die Zahl Zwölf als die Zahl der Vollständigkeit und durchaus auch der Vollkommenheit angesehen. So haben wir zwölf Kalendermonate im Jahr, zwölf Tierkreiszeichen und das Dutzend, mit dem früher gerechnet wurde. Auch die Zeiteinteilung in Sekunden, Minuten und Stunden basiert auf Vielfachen der Zwölf. Im Juden- und Christentum spielt sie ebenfalls eine Rolle. Denken wir an die zwölf Stämme Israel oder an die zwölf Apostel, die ein Ganzes ergeben und komplett sind.
Die Dreizehn kann man in diesem Zusammenhang als den störenden Einfluss begreifen, der die Gesamtheit aufhebt und die schon vorhanden Zwölf als Ganzes ändert oder durcheinander bringt. Am Beispiel der Apostel kann man das gut nachvollziehen: Judas wurde, nachdem er sich erhängt hatte, durch den Apostel Matthias ersetzt. Im Nachhinein wurde der Verräter Judas so zum 13. Apostel - zu dem, der die Vertrauensgemeinschaft zerstört und seinen Meister verraten hatte. Manche nennen sogar einen zusätzlichen Apostel zu diesen „neuen“ zwölf – gemeint ist dabei oft Paulus, der Jesus im Gegensatz zu den übrigen Aposteln nie kennen gelernt hat. Er war es allerdings, der das Christentum im ganzen Römischen Reich verbreitete und damit den in sich geschlossenen Zwölferkreis aufbrach und ausdehnte. Wie wir sehen, steht die Dreizehn im Zusammenhang zu ihrem Vorgänger nicht nur als Störfaktor da. Wenn man davon ausgeht, dass zwölf ein Ganzes ergeben, so ist das 13. wieder das Erste, das Neue, die erste Wiederholung, die trotz möglichen Änderungen eine gewisse Konstanz verspricht.
Durch den Aberglauben ging die Dreizehn auch in Märchen ein. So finden wir in „Dornröschen“ die 13. Fee, welche als „böse“ Fee nicht eingeladen war und schließlich für den Fluch verantwortlich war, nachdem sie die Ordnung der zwölf eingeladenen Feen nicht annehmen wollte. Hier ist die Dreizehn also etwas Ungewolltes und etwas Störendes, fast Zerstörendes, welches auf das dreizehnte Lebensjahr als Beginn der Pubertät hindeuten könnte. Auch in anderen Märchen taucht hier und da die Dreizehn auf.

Wenn wir uns nun noch einmal anschauen, dass die Dreizehn aus einer 1 und einer 3 besteht, zumindest in dem bei uns gebräuchlichen Zehnersystem, so sehen wir auch hier eine gewisse Bedeutung, die aber wahrscheinlich zufällig sein wird. So haben wir die Eins, welche für die Einheit, das Ganze, den Ursprung steht. Die Drei erinnert uns daran, dass aus zwei polaren Kräften etwas Neues, etwas drittes entstehen kann und dass die Göttin drei große Aspekte hat. Die Eins und die Drei an sich sollen uns hier aber nicht weiter beschäftigen.

So „einfach“ nach Gardner die Zahlensymbolik im Wicca sein mag, so spannend ist sie auch. Es lassen sich viele Bedeutungen für Wicca finden, allgemeine, aber vor allem persönliche. Ich möchte euch daher einladen, euch einmal darüber Gedanken zu machen, ob und welche Bedeutungen Zahlen für euch haben.
Blessed be!

Fjörgynn

Quellen:

G. Gardner: *Ursprung und Wirklichkeit der Hexen – Witchcraft today*, 2004.
Gardnerian Book of Shadows
M. Murray: *The Witch-Cult in Western Europe*, 1921.

Thor

Der Donnergott

Eine alte und im germanischen Raum lange Zeit verehrte Gottheit ist der Kriegs- und Fruchtbarkeitsgott Thor, welcher im deutschsprachigen Raum auch Donar genannt wurde.
Obwohl der Glaube an Donar beziehungsweise Thor weit verbreitet war, gibt es nur wenig Zeugnisse von ihm. Die meisten stammen aus Mythen und Geschichten der Spätantike und des Mittelalters, also aus einer Zeit in der das Christentum an Einfluss gewann und das Heidentum schrittweise verdrängte. Viele dieser Geschichten sind erst von Christen aufgeschrieben worden. In Norwegen und Island existieren zumindest einige Überbleibsel von Tempeln und Thordarstellungen. Doch wer war Thor, woher stammte er und welche Bedeutung hatte er bei den Germanen?

Donar[1] ist ein Gewittergott, kraftvoll und stark. Er wurde als Kriegsgott ebenso angebetet, wie als Garant für Gesundheit und Fruchtbarkeit. Selbstverständlich war seine Rolle in der Gesellschaft, wie bei jeder Gottheit, örtlich und zeitlich sehr unterschiedlich ausgeprägt.
Die größte Anbetung genoss er nach unserem derzeitigen Wissensstand in der Wikingerzeit in Norwegen und Island, also im frühen Mittelalter. Man fand Tempel, Thorhammeranhänger, sowie schriftliche Zeugnisse in den verschiedensten Wikingerkolonien.
Glaubt man dem Religionswissenschaftler Jan de Vries, so stammt Thor womöglich von den typischen Gewitter- und Fruchtbarkeitsgöttern der alten Indoeuropäer ab. Insbesondere bezieht er sich dabei auf bekannte vedische Gottheiten, also die Gottheiten des antiken Indien. Ich selbst möchte hier lieber auf den Gott Baal verweisen, über den ich bereits einen Artikel verfasst habe. Die Parallelen zwischen Donar und Baal sind offensichtlich. So hat Baal eine Keule, mit der er das Seeungeheuer Jam erschlug, während Thor einen Wurfhammer bei sich führt und mehrmals gegen die riesige Midgardschlange kämpfte. Der Hammer könnte ursprünglich auch eine Axt oder Doppelaxt gewesen sein. Somit kann davon ausgegangen werden, dass Donar zumindest im Ursprung ein schon alter Gott ist, welcher möglicherweise sogar älter ist, als die Germanen selbst.
Von den Römern wurde Thor gerne mit Herkules oder Jupiter verglichen, mit ersterem wahrscheinlich wegen der Ähnlichkeit der Darstellungen und wegen seiner Kämpfe mit Ungeheuern. Interessant ist auch, dass man Abbilder dieses germanischen Wettergottes heute noch auf schamanischen Trommeln der Samen findet. Unter dem Namen *Ukko* ist er dort mit zwei Hämmern in den Händen dargestellt. Dies zeigt nicht nur, dass er Einzug bei Völkern hielt, welche mit den Germanen im Kontakt standen, sondern ist auch ein Hinweis auf mögliche Aufgaben Thors: So kann man ihn meiner Meinung nach auch als einen Begleiter oder Toröffner zur Geisterwelt betrachten.
Die meisten Zeugnisse über den Gewittergott stammen aus den Thorsmythen der altnordischen Literatur. In der Edda werden seine Geschichten teilweise recht humorvoll erzählt. Die Interpretationen, warum dies so wäre, gehen stark auseinander. Die einen schreiben, dass der Respekt gegenüber Thor mit dem Einzug des Christentums verloren gegangen sei. Die anderen behaupten, die lustig anmutenden Geschichten seien eher das Zeugnis eines kumpelhaften Verhältnisses zwischen dem Gott und seinen Gläubigen.

Einige glauben, dass Thor den Höhepunkt seiner Verehrung im Frühmittelalter dem Christentum zu verdanken habe. Zuvor dominierten angeblich andere Götter die skandinavische Glaubenswelt, Freyr zum Beispiel oder auch Odin, um die wichtigsten zu nennen. Diejenigen, die dem abstrakten Gott der Christen und dem sich selbst opfernden Jesus skeptisch gegenüberstanden, wandten sich nach dieser Theorie jenem Gott zu, der am ehesten das genaue Gegenteil des christlichen Gottesbegriffes verkörperte: Thor ist greifbar, laut, kriegerisch und weltzugewandt. Im Gegensatz zum Kreuz Christi, welches Erlösung durch Erdulden symbolisiert, ist Thors Hammer eine Waffe und somit ein Symbol aktiven Handelns. Dem Jesus ihrer Könige sollen die nordischen Bauern noch lange Zeit ihren Freund Thor entgegengestellt haben. In der Tat soll Thor höchst selbst in materieller Gestalt gegen die Christen gekämpft haben. Ironischerweise sind die meisten dieser Kampfgeschichten nicht von Heiden sondern von Ex-Heiden geschrieben worden. Daher verliert Thor in jenen Geschichten oft den Kampf, jedoch nicht ohne zuvor reichlich Schaden unter seinen verräterischen, einstigen Anhängern anzurichten. Thors Botschaft lautete ungefähr wie folgt: „Dient mir, lasst mich wieder Teil eures Lebens sein und ich werde euch in der Not helfen und behüten oder wechselt zu diesen falschen Gott (Jesus) und mein Zorn wird euch treffen.“ Man erkennt klar die Aussage hierbei: Der Verrat wird bestraft, die Treue belohnt.

Wie aber sieht Thor aus? Was sind seine wesentlichen Eigenschaften? Wo ist seine Position in der Mythologie?
Er ist der stärkste und mutigste der Asen, des Göttergeschlechtes, das von Odin/Wotan abstammt. Es gibt neun Welten, verbunden durch den Weltenbaum Yggdrasil. Das Reich der Asen, zugleich Heimstätte Thors, liegt in der Oberwelt, der Baumkrone. In der Mitte des Baumes befindet sich Midgard, die Welt der Menschen und östlich davon ist Jötunheim, die Welt der Riesen und praktisch die Wirkstätte Thors. Seine Hauptbeschäftigung in den bekannten Geschichten besteht im Kampf gegen Trolle, Riesen und andere Ungeheuer, welche die Welt der Menschen bedrohen. Thor lebt in seinem 540 Stockwerke hohen Palast *Bilskirnir*, welcher sich auf Thors Ländereien namens *Trudheim* befindet. Man geht davon aus, dass der Palast eine Anspielung auf die typische Form hoch aufeinander getürmter Gewitterwolken sein soll.
Er selbst ist ein großer stattlich gebauter Mann mit langem roten Haar und einem ebenso langen roten Bart. Oftmals wird er deshalb der Rotbärtige genannt.

Er besitzt einen Gürtel namens *Megingiard*, der seine Kräfte und seine Ausdauer verdoppelt. Die Macht des Gürtels rührt von einer versteckten Zauberrune her. Außerdem hat er einen eisernen Handschuh, den er benötigt, um den Hammer *Mjöllnir* halten und werfen zu können. Wird Mjöllnir von Thor geschleudert, kommt er zu seinem Herrn nach vollbrachter Tat zurück. Die Wucht des Hammers entspricht hierbei der Kraft eines Blitzes. Das Donnern jedoch stammt vom Rollen des Thor-Wagens. Im Gegensatz zu den meisten Asen, welche viel auf Pferden

[1] Ich werde nachfolgend keine Unterscheidung zwischen Donar und Thor machen. Wird also der eine Name genannt, ist immer auch der andere gemeint.

reiten, geht Thor oftmals zu Fuß oder reist mit einem Streitwagen, gezogen von seinen beiden Ziegen. Ihre Namen sind Zahnknisterer und Zahnknirscher. Obwohl ihm auch der Bär und rote Singvögel zugeordnet waren, ist die Ziege eindeutig sein wichtigstes Totemtier. Ziegen sind alte Fruchtbarkeitssymbole. Ziegenböcke gehen mit der Wucht von Donnerschlägen aufeinander los. Hauptsächlich wurden Donar Ziegen als Opfertiere dargebracht, jedoch auch Früchte und Brot und im Norden Rentiere. Auch von Menschenopfern wird berichtet.

Thor wurden neben der Kriegskunst und der Fruchtbarkeit auch Heilerfähigkeiten zugesprochen. Das wird gut an einer Geschichte deutlich, in der Thor bei einem einfachen Bauern Unterkunft fand. Da nichts zu Essen im Haus war, schlachtete Thor seine Ziegen, ermahnte die Bauernfamilie aber die Knochen und das Fell der Tiere unberührt zu lassen. Nach dem Essen belebte der Gott die beiden treuen Zugtiere wieder und erlebte eine üble Überraschung: Da der Bauernjunge beim Essen einen Knochen zerbrochen hatte, hinkte eines der Tiere. Als Strafe musste der Bauer dem Gott seine beiden Kinder *Thialfi* und *Röskwa* überlassen; sie begleiteten ihn von da an auf seinen Reisen.

Thor gilt als gutmütig und freundlich, aber auch als jähzornig und launisch. Er ist ein Vielesser und Vieltrinker, der ganze Ochsen allein verschlingen kann. Er hilft jedem, der sich mit ihm anfreundet, aber straft Feinde mit unbändigem Zorn. In solchen Fällen glühen seine Augen rot. Wenn er brüllt, erschaudert alles in der Welt, mit Ausnahme seines eher kaltblütigen Begleiters Loki. Allgemein hat Thor in den verschiedensten Darstellungen und Überlieferungen meistens einen Begleiter bei sich. Der Name und die Eigenschaften seiner Gefährten unterscheiden sich von Region zu Region. Loki und Thialfi nehmen diese Rolle in den bekannten nordischen Edda-Texten ein.

Loki ist sehr listenreich und verzettelt die Asen oder Thor regelmäßig in Probleme, welche Thor am Ende lösen muss. Überhaupt liegt Donars Hauptaufgabe darin, Fehler, Verstrickungen und schlimme Ereignisse der Asen rückgängig zu machen oder zumindest den Schaden zu begrenzen. Immer wieder, so wird in den Thorsmythen berichtet, muss der Donnergott die Asen vor Unglück retten und die Ordnung wieder herstellen. Und fast jedes Mal läuft es auf Kämpfe mit Trollen, Riesen und der Weltenschlange hinaus, die er selbstverständlich immer gewinnt. Selbst beim Weltuntergang in der germanischen Mythologie, der Ragnarök, die allen großen Göttern ohne Ausnahme den Tod bringt, blieb er Sieger. Er lief noch neun Schritte nach dem Erschlagen der Midgardschlange, ehe er tot umfiel.

In den meisten Geschichten wird Thor als einfältig und einfach dargestellt, jedoch existieren auch Mythen, in denen er Probleme mit List aus der Welt schafft. Als Beispiel wäre das Ende des Zwerges *Alwiz* zu erwähnen. Alwiz wollte Thors Tochter heiraten, Thor war dagegen, da er den Freier als Wesen der Nacht und der Unterwelt erkannte. Da der Zwerg mit seinem Wissen prahlte, gelang es Thor, ihn mit einem langen Katalog von Fragen zu fesseln. Zwar wusste Alwiz auf sämtliche Fragen Antwort zu geben, war dadurch jedoch so abgelenkt, dass er den Sonnenaufgang vergaß und zu Stein erstarrte.

Ein typisches und in meinen Augen interessantes Motiv seiner Geschichten ist der Kampf des Gottes gegen einen Fluss. Im Streitgespräch mit *Harbard*[2] gelingt es Thor nicht den Fluss zu überqueren, der die beiden voneinander trennt. Er muss Harbards Spottreden ertragen, ohne sich an ihm rächen zu können. Im selben Lied berichtet Thor dem

[2] Aus dem Harbardslied der Lieder-Edda (siehe Quellen)

Harbard, dass er im Osten gewesen sei, um einen Fluss zu bekämpfen. Im Mythos von Thors Kampf mit dem Riesen *Geirröd* muss der Donnergott den angeschwollenen Vimurfluss überqueren und kann sich nur mit Hilfe der Eberesche aus den reißenden Fluten retten.

Der Kampf Thors gegen das Wasser könnte vieles bedeuten, zum Beispiel den Kampf gegen die Mächte des Todes und der Unterwelt. Auch könnte ich mir gut vorstellen, dass hier uralte indogermanische Mythen vom Kampf der himmlischen Gottheit gegen die Ungeheuer der chaotischen Wassertiefen eine Rolle spielen.

Thor werden die Bäume Eiche und Eberesche zugeordnet, außerdem der Beifuß. Viele alte Eichen auf den Britischen Inseln, wie auch in Deutschland wurden früher Thor geweiht und als heilige Stätten aufgesucht. Das Fällen der Donarseiche im heutigen Fritzlar durch den Missionar Bonifatius gilt als Beginn der Zwangschristianisierung Mitteleuropas. Die besondere Verbindung der Eiche mit dem Donnergott mag darin zu suchen sein, dass diese Bäume nur dann groß und mächtig werden, wenn sie frei stehen. Solche großen und freistehenden Eichen werden gern vom Blitz zum Ziel auserkoren. Die Eberesche hingegen soll im Mythos einst Thor vor dem Ertrinken im Vimurfluss gerettet haben. Im finnischen und samischen Mythenkreis ist die Eberesche die Frau des Donnergottes. Ihre roten Beeren korrespondieren mit seinem roten Bart.

Die Dichter Skandinaviens sahen in Thor den Sohn Odins und der Erdgöttin Jörd beziehungsweise Fjörgynn. Baldr, Tyr, Vali und Vidar sind seine Halbbrüder. Im Prinzip sind Odin und Thor in Glauben und Mythos gleichgestellt. Dass Thor wirklich ein Sohn Odins sein soll, ist meiner Meinung nach eine nachträgliche Erfindung der nordischen Sänger. Selbstverständlich hängt vieles vom jeweiligen Volk, der Lokalität und der Zeit ab. Auf das Verhältnis zwischen den beiden Göttern gehe ich später noch im Detail ein.

Thors Ehefrau ist die schöne Göttin *Sif* mit ihrem langen blonden Haar. Über sie weiß man relativ wenig. Sie hat einen Sohn, den Gott Uller, welcher Thors Stiefsohn ist und gemeinsam mit Thor die Tochter *Thrud*. Donar dagegen hat zwei Söhne, *Magni* (die Stärke) und *Modi* (der Mut). Die Mutter dieser Söhne ist nicht Sif, sondern die wunderschöne Riesin *Jarnsaxa*. Beeindruckend ist die Tatsache, wie rasch er seinen Widerwillen gegen die Riesen im Angesicht einer schönen Frau vergisst. Seine Söhne stehen für Donars Eigenschaften und treten im nordischen Mythos nach der Ragnarök das Erbe ihres Vaters an.

Thor erscheint in den uns überlieferten Mythen als Verteidiger der Götter- und Menschenwelt. Der Gewittergott markiert mit seinem Auftreten am Himmel die Sommerzeit, die Zeit der Aktivität und der relativen Sorglosigkeit. Feindselige Riesen können das Überleben der Menschen gefährden: Frost- und Reifreisen bedrohen die Ernte mit zu frühem Frosteinbruch oder indem sie den Sommerbeginn zu lang hinauszögern. Zauberisch veranlagte Riesenfrauen brauen im Sommer schwüle Dünste und drohen das Leben darunter zu ersticken; ganz zu schweigen von den Krankheiten, die solch schwüles Wetter mit sich bringen konnte. Thor ist der Riesenbezwinger, der die Luft reinigt, den Regen herbeibringt und wahlweise für Abkühlung oder Aufwärmung sorgen kann. Er verteidigt die Menschen also gegen böswillige Mächte und sichert die Fruchtbarkeit des Landes.

Mit Odin verbindet ihn viel, aber es gibt auch Unterschiede. Beide Götter sind meiner Meinung nach eher als Konkurrenten, statt als Vater und Sohn mit klar abgegrenzten Zuständigkeitsbereichen zu sehen.

Beide sind Kriegs- und Fruchtbarkeitsgötter. Zwar wird Odin oft als der große Toten- und

Schwellengott des nordischen Animismus beschrieben, doch hat auch Thor solche Funktionen inne: Grabstätten standen oft unter dem Schutz Thors und die Samen verehren den Donnergott noch heute als Toröffner zur Anderswelt. Odin gilt als mächtiger Zauberer und als Erfinder der Runen. Doch auch von Thor existieren Geschichten, in denen er die Runen segnet und ihnen damit ihre Zauberkraft und Stärke verleiht. Was Odin im Merseburger Zauberspruch vorführt, nämlich die Heilung eines Pferdes durch Zauberei, kann Thor schon lange: Nur aus den Knochen und dem Fell seiner geschlachteten Ziegen kann er die Tiere durch Magie wiederauferstehen lassen.

Doch haben beide auch Unterschiede: Im Harbarslied heißt es, dass Odin die gefallenen Krieger zu sich nehmen würde, Thor hingegen nur die Knechte zustehen, also das einfache Volk. Insgesamt erscheint Odin uns zwielichtiger als Thor: Er geht in Verkleidung um, verführt fremder Männer Frauen und seine Totemtiere sind Aasfresser. Vieles an ihm deutet auf einen Schirmherrn schamanischer Initiationsriten und kriegerischer Männerbünde hin, während Thor die vegetativen, lebensbejahenden Kräfte verkörpert, auf die die bäuerliche Bevölkerung so dringend angewiesen war.

Mir fallen zwei Beispiele ein, die die Konkurrenzsituation der beiden beschreiben. Einmal wäre da das schon erwähnte Harbardslied: Harbard, der verkleidete Odin, weigert sich Thor über einen Fluss zu helfen und verspottet ihn vom anderen Ufer aus. Während Thor berichtet, dass er Riesen getötet und damit den Menschen geholfen habe, prahlt Harbard mit seinen Zauber- und Verführungskünsten.

Ein anderes Beispiel ist die Geschichte von *Starkad*, einem Riesensohn, der von Odin erzogen worden war. Odin, der unter dem Decknamen *Hrossharsgrani* auftrat, stellte seinen Ziehsohn den übrigen Asen vor, die sein Schicksal bestimmen sollten. Odin stattete ihn mit zahlreichen Segen aus, doch Thor verweigerte diesen Segnungen seine Zustimmung und verfluchte Starkad ein ums andere Mal. Odin schenkte ihm die besten Waffen, doch Thor versagte ihm den Landbesitz. Odin machte ihn beliebt bei den Mächtigen, doch Thor bescherte ihm den Hass des Volkes. Odin bestimmte, dass er jede Schlacht gewinnen solle, doch Thor wünschte, dass er stets eine schwere Wunde davontragen möge.

Zwar hasst der Donnergott die Riesen, doch geht es meiner Meinung nach bei seinen Flüchen nicht allein um seine Feindschaft mit ihnen. Es geht ihm mehr darum, dass alles im Leben hart erarbeitet werden muss, damit es von Wert sein kann. Man kann das auch anders interpretieren, indem man sagt, dass das Leben seine guten und seine schlechten Seiten hat. Thor ist nicht der einzige, der Odin Unredlichkeit bei der Unterstützung seiner Schützlinge vorwirft. Auch Loki wirft in seinen Zankreden Odin vor, dass er Sieg und Ruhm im Kampf ungerecht und mit unlauteren Mitteln verteile.

Wer also war Thor aus der Sicht des Volkes? So genau weiß das selbstverständlich niemand, aber ich kann eine mögliche Interpretation anbieten.

Er ist ein gewaltiger und aufbrausender Krieger, der ohne nachzudenken die dämonischen Kräfte in ihre Schranken weist. Er ist ein Ase und damit ein Gott des Kulturbaus. Wenn er die Eisriesen zerschmettert, schützt Thor die Saat oder die Ernte der Bauern.

Donar ist auch ein Gott der Fruchtbarkeit. Bei Hochzeiten ist es in einigen Gebieten des Nordens heute noch Brauch, einen Thorshammer auf den Schoß der Braut zu legen. Damit ist er ein Behüter der Familie. Er gilt aber auch als Heiler und Bewahrer der Totenruhe.

Die Seefahrer fragten Thor, wo sie hinfahren sollten und vertrauten auf seine Winde. So

nahmen die Kolonisten Islands in ihren Booten Pfosten und Erde ihrer heimischen Thor-Heiligtümer mit. Kurz vor der Ankunft warfen sie die heiligen Tempelpfosten ins Meer und gingen dort an Land, wo sie angespült wurden. Der Gott wurde also einfach mitgenommen und suchte sich selbst den neuen Standort seines Heiligtums aus. Im Großen und Ganzen, so wird berichtet, wurde er als Freund und Ratgeber betrachtet, als ein Begleiter, mit dem man durch dick und dünn gehen konnte. Er ist kein Gott, dem man Untertan ist, sondern ein Gott auf Augenhöhe. Ich selbst kann dem nur zustimmen. Auch wenn sich meine Erfahrungen mit Thor in Grenzen halten, so ist er eindeutig ein Antreiber, ein Wegbereiter und kein Herr der großen Geheimnisse. Er ist ein Freund des einfachen Volkes und nimmt die Dinge, wie sie kommen. Aber man möge ihn nicht unterschätzen, denn er ist ein typischer Gewitter- und Himmelsgott und somit eine unfassbare, unbändige und wilde Kraft.

Thor wird in den Mythen immer wieder als Freund der Menschen beschrieben und diese Zuneigung war scheinbar wechselseitig bedingt: Zumindest zählte der Thorskult zu jenen paganen Kulten, die sich am längsten halten konnten. Einzelne Elemente seiner Verehrung halten sich in Volksglauben und Folklore bis in die Gegenwart.

Ihn, und nicht Odin, nennen die Berichte der Missionszeit als den großen Widersacher Jesu im Norden. Lange Zeit existierten sie hier nebeneinander. Nicht wenige Menschen trugen Kruzifix und Thorshammer an derselben Kette bei sich. Gerade in Gefahrensituationen wendete man sich lieber an den bewährten Rotbart als an den neuen Gott, dem man noch nicht recht über den Weg traute.

Thors Name ist bis heute weit verbreitet. Thore, Thorbjörn und Thorralf sind in Skandinavien nach wie vor beliebte und häufig vergebene Namen. Auch Ortschaften, Quellen und andere geografische Gegebenheiten wurden nach ihm benannt, zum Beispiel der mächtige Donnersberg in Rheinland-Pfalz. Ihm zu Ehren wurden zahllose Tempel errichtet. Im schwedischen Uppsala, einem stammesübergreifenden Großheiligtum der alten Skandinavier, nahm Thors Figur den Hauptplatz ein, neben ihr standen jene Odins und Freyrs zurück. Obwohl Odin ein Gott des Adels war, benannten sich sogar einige Adelshäuser nach Thor und behaupteten direkt vom großen Donnergott abzustammen. An all diesen Dingen erkennt man, dass Donar/Thor eine wirklich große und bedeutende Gottheit war, wenn nicht gar die bedeutendste Gottheit der alten Germanen überhaupt.

Wie so oft bei alten Gottheiten ist die sogenannte „Quellenlage“ zu Thor dünn und zudem nicht ohne Widersprüche. Doch das sollte uns nicht davon abhalten ihn kennen zu lernen und stellt im Übrigen auch kein Hindernis dar. Wer ihm begegnen möchte, sollte vielleicht einfach mal raus aufs Feld gehen und ihn herbeirufen. Er lässt sich nicht lange bitten. Ein paar Opfergaben wären natürlich nicht schlecht und Runen können als Unterstützung verwendet werden. Wenn ihr ihn ruft und seiner bedürft, wird er kommen – versprochen.

Mingkatze

Quellen

Die Edda, übers. von K. Simrock, 2004.

W. Golther: *Handbuch der germanischen Mythologie*, Neudr. 2003.

R. W. Pinson (Hg.): *Götter- und Heldensagen*, 1995.

J. De Vries: *Altgermanische Religionsgeschichte*, Bd. II, 1957.

Die Magie der Natur
Das Gewitter

Es herrscht strahlender Sonnenschein, als plötzlich ein kühler Wind aufkommt. In ihm steckt eine Kraft, die nicht zum bisherigen Müßiggangwetter passt. Ein Blick in die Richtung, aus der die kühle Brise kam, offenbart jedem Beobachter eine schwarze, sich über den gesamten Himmel spannende Wolkenwand. Ein Gewitter rollt in luftigen Höhen heran. Die Luft beginnt zu knistern und färbt den Himmel grau-rot, als ob hoch in den Wolken eine wilde blutige Schlacht tobt. Bald zucken die ersten Blitze auf die Erde herab, begleitet vom lauten und wütenden Grollen des Donners. Ein Sturm bricht los und wolkenbruchartiger Regen und Hagel schwemmen die Erde auf.

Im heutigen Artikel möchte ich, wie der Leser bereits bemerkt hat, über das Gewitter schreiben. Ehrlich gesagt, gehörte ich lange Zeit zu den Leuten, die sich vor dieser Wettererscheinung sogar ängstigen. Dennoch wage ich den Versuch, mich für eine kurze Zeit mit der Faszination anzufreunden, welche die Geschichten über Blitz und Donner in sich bergen.

Warum gibt es Gewitter?

Die Urgewalt mit der ein Gewitter zuschlägt, der plötzliche, oft heiß ersehnte Regen, den es mit sich bringt und die Gefahren, die von ihm ausgehen, machen jene Wettererscheinung zum mystisch aufgeladenen Ereignis. Naht es heran, so können wir es schon von weitem riechen und förmlich mit Händen greifen, wie sich die uns umgebende Luft verändert. Das Phänomen beginnt mit einer Verfinsterung des Himmels und rollendem Grollen in der Ferne. Dann setzt Platzregen ein; schließlich beginnt ein Getöse, welches dem Menschen nur die rasche Flucht unter ein schützendes Dach offen lässt.

Die zerstörerische aber auch lebensspendende Gewalt, die einem Gewitter innewohnt, hat dafür gesorgt, dass seit Urzeiten zwei ganz gegensätzliche Ideen davon kursieren, wer ein Gewitter auslöst und was während eines Gewitters geschieht. Die Gewittermythen, -zauber und –geschichten unserer Heimat sind gerade deshalb nicht frei von Widersprüchen und Doppeldeutigkeiten. Sieht man allein die schädigende Seite, also Blitzschlag, Hagel, Sturzfluten und Sturm, könnte man schnell zu dem Ergebnis kommen, dass dämonische Wesen am Himmel wüten. Diese Naturdämonen wollen den Menschen schädigen und müssen mit entsprechenden Abwehrzaubern besänftigt werden. Als Nachwirkung dieses Dämonenglaubens kann die Vorstellung gelten, dass böswillige Hexen „Wetter brauen“ würden und Hagel herbeizaubern, um die Ernte zu vernichten.

Ein ganz anderer und mir sympathischerer Erklärungsversuch sieht im Gewitter den Kampf eines gütigen Donnergottes mit feindlichen Riesen und Trollen. Mit kräftigen Donnerschlägen vertreibt diese Gottheit all jene Wesen, die die Menschheit mit schwülen Dünsten, Trockenheit oder langen Wintern quälen. Er säubert die Luft und schenkt uns den heiß ersehnten Regen, der uns Landwirtschaft ermöglicht und das Gemüse im Garten gedeihen lässt. Entladen sich Gewitter in unseren Breiten, so ist gemeinhin der Gott Donar dafür verantwortlich. Ihm ist der Donnerstag geweiht, den die Briten Thursday nennen, die Dänen, Schweden und Norweger Torsdag. Wenn es am Himmel donnert und blitzt, so ist das der Kampfeslärm des Thor, dessen Streitwagen grollend über das Himmelszelt rollt, während er gegen Trolle und Riesen kämpft. Da im Rahmen dieser Ausgabe allerdings schon an anderer Stelle ausführlich über Donar bzw. Thor berichtete wird, möchte ich mich hier nicht weiter bei ihm aufhalten und dem geneigten Leser stattdessen einige heimische Gewittermythen nahe bringen. Nur soviel sei gesagt: Auch lang nach der Christianisierung lebte die Gestalt des Donar im rotbärtigen Gewittergeist fort. Dieser in manchen Regionen Deutschlands bekannte Mann erzeugt mächtige Stürme, indem er durch seinen roten Bart pustet. Die Gewitterzauber und –bannungen, bei denen die heiligen Pflanzen und Tiere Donars Verwendung finden, haben sich seit 1000 Jahren kaum verändert.

Kämpfe um verborgene Schätze

Einer unserer spannendsten heimischen Gewittermythen ist der des vergrabenen Schatzes; er begegnet uns in den verschiedensten Gestalten und Regionen. Gemeinhin hat er damit zu tun, dass das Blitzen und Leuchten am Himmel als das Funkeln eines Schatzes verstanden wurde, um den ein urgewaltiger Kampf entbrannt ist. Die in der pechschwarzen Gewitternacht aufleuchtenden Wolkengestalten nehmen dabei die Formen von gewaltigen Ziegen, Stieren und Riesen an, die mit ihren Pranken nach dem Schatz greifen und ihn dem Boden entreißen wollen. In den alten Geschichten unserer Ahnen war es der

große Donnergott, der den Riesen im Gewitterkampf die von ihnen unrechtmäßig erworbenen und eifersüchtig gehüteten Schätze entreißen will. In der christlichen Version dieser Geschichte ist es hingegen der Teufel, der einen Schatz verbirgt, den ihm Gott, der heilige Petrus oder aber Elias wieder abnehmen wollen. Meist ist es eine goldene Kirchenglocke, die der Teufel zu verbergen sucht. Im Verlauf des Kampfes fährt sie in Form eines Blitzes donnernd in die Erde hinab und ist für den Menschen nur noch an bestimmten Tagen und mit Hilfe von Zaubermitteln auffindbar. Dort unten wird sie von grässlichen Tieren bewacht, zum Beispiel von schwarzen Höllenhunden. Doch ist es nicht schlecht, wenn solche „Teufelsglocken“ im Gewitter zu Grunde gehen. Sind sie nämlich erst einmal im Kirchturm installiert, kann man sicher sein, dass das nächste Gewitter die Kirche, das Kloster oder die ganze Ortschaft vernichten wird. Dämonische Kräfte ziehen den Blitz nämlich an und werden von ihm zerstört. Der Donnergott, möge er nun Donar oder Elias heißen, kennt kein Erbarmen. In solchen Geschichten ist es stets ein Segen bringenden Symbol, welches von den Dämonen entwendet wird und deshalb an seinem eigentlichen Platz fehlt. In der Legende von Thor und Geirröd ist es der Hammer des Donnergottes, welchen der Riese Geirröd stielt. Der anschließende Blitz- und Feuerkampf zwischen Donar und Geirröd ist ein Gewitter. In einer schwedischen Geschichte entwendet ein Riese einen goldenen Bock, den der Held Pinkel zurückerobern muss, sicherlich ein Fruchtbarkeitsidol. In diese Reihe Segen spendender Symbole reiht sich die vom Teufel entweihte Kirchenglocke nahtlos mit ein.

Gewitterpflanzen, Gewittertiere

Der Donnergott gilt also gemeinhin als Freund der Menschen und Gegner aller dämonischen Kräfte. Wer sich vor Gewittern

fürchtete, galt also als verdächtig. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts heißt es, dass man sich bei Gewitter nicht verstecken und auch keine Abwehrzauber ausführen dürfe, da Gott im Gewitter den bösen Geist bekämpfe. Menschen, die vom bösen Geist besessen sind, werden vom Blitz erschlagen. Städte, über denen tagelang ein Gewitter hängt, beherbergen einen besonders üblen Zeitgenossen in ihren Mauern. Das Gewitter verschwindet erst, wenn der Verbrecher oder Sünder dem Gewittergott ausgeliefert wurde oder sich selbst ausliefert. Er wird sogleich vom Gewitter verschlungen und der Himmel klart auf.



Der Zorn des Gewittergottes: Donar kämpft gegen Riesen, Mårten E. Winge (1872).

Um sich vor dem Zorn des Gewittergottes zu schützen, sollte man auch keinerlei dämonische Pflanzen oder Tiere mit ins Haus nehmen. Blumen, die von besonders starken Naturdämonen beseelt sind, ziehen den Blitz angeblich magisch an, so zum Beispiel die Wegwarte, eine mächtige Schwellenpflanze, die man lieber nicht mit ins Haus nehmen sollte. Das gleiche gilt für Pflanzen, die den Blitz durch ihre Farben und Formen ins Haus locken: die purpurrote Kartäusernelke und die rot-orangene Feuerlilie zum Beispiel, die wie züngelnde Flammen inmitten einer Wiese stehen. Besonders einschlägige Namen gab der Volksmund der Kaiserkerze, deren Blütenstand an einen gelben Donnerkeil erinnert: Man nennt sie Wetterblume, Blitzkerze, Himmelsbrand oder Unholdskerze. Noch meine eigene Großmutter hat mir die Männertreu unter dem Namen Donnerblume vorgestellt und zu erzählen gewusst, dass es gewittern würde, sollte ich eine der kleinen blauen Blumen abreißen. Unter den Tieren gilt übrigens der Hirschkäfer als Gewittermacher. Hat man ihn im Haus, so trägt er angeblich glühende Kohlen in seinen Kiefern aufs Dach hinauf und leitet so den Blitz zu seinem Ziel.

Natürlich gibt es auch Pflanzen, die uns vor Gewitter schützen können. Es sind all jene Gewächse, die in Beziehung zum Donnergott stehen, der ja immer auch ein Fruchtbarkeitsgott war: Haselnuss und Eberesche, Tanne und Eiche, Korn und sämtliche Blumen, die inmitten des Kornfelds gedeihen, also Kornblume, Mohn, Rittersporn und andere. Eiche und Tanne kommt dabei besondere Bedeutung zu, denn sie sind Symbolpflanzen der Wintersonnenwende und damit Attribute des wiedergeborenen Sonnengottes. An unserem Julbaum kann man das gut nachvollziehen: Zur Wintersonnenwende ist die immergrüne Tanne ein Symbol des Lebens inmitten der Todes. Bewahrt man den Baum übers Jahr auf dem Dachboden auf, schützt er angeblich vor Blitzschlag. Mit Hilfe solcher Pflanzen kann man aber nicht nur Blitze abwehren, sondern auch Wetter machen, also den Donnergott herbeirufen. Einer der bekanntesten Wetterzauber ist sicherlich das Auspeitschen einer Wasserfläche mit Haselruten. Einige unter den Lesern werden das sicher schon einmal ausprobiert haben.

Doch kann man für solche Zauber auch andere Gewächse nutzen, nämlich solche, die nahe am Wasser wachsen. Pfeift man auf einem Schilfrohr oder schlägt man die Luft mit Weidenruten, kann man auch dadurch den Gewittergeist aufwecken.

Tiere, welche Schutz vor Gewitter bieten, sind vor allem Vögel. Sie sind dem Himmel nahe und nicht wenige von ihnen sind gut Freund mit dem Donnergott, insbesondere jene mit rotem Gefieder, denn auch der Gewittergeist trägt rotes Haar. Der Segen spendende Storch mit seinem roten, donnerkeilartigen Schnabel zählt ebenso dazu, wie der Specht mit seiner roten Kopfhaube oder der stolze Hofhahn, dem der Kamm schwillt. Nicht umsonst trugen Kirch- und Rathaustürme früher eine Wetterfahne in Gestalt eines Hahns. Das Feuertier sollte den Blitz bannen und Brände fernhalten.

Weitere Abwehrzauber

Die Palette an Anti-Gewitter-Zaubern ist breit. Lärm, der ja generell die Dämonen und Hexen vertreibt, soll helfen. Vielleicht wollte man damit einfach dem Grollen des Gewitters ein eigenes Grollen entgegensetzen und so dem Gewittergeist Angst machen. In dieselbe Richtung zielt die Erzeugung von Nebel und Qualm: den dräuenden Wolkenwänden des Gewitters sollten eigene Dünste entgegengesetzt werden. Als besonders wirksam gelten aber die steingewordenen Blitze, die Donnerkeile, welche man als Amulette um den Hals tragen kann. Die vom Donnergott zur Erde geschleuderten Blitze stellte man sich lange Zeit als feurige Steine vor, die tief in den Boden eindrangen und dort gefunden werden konnten. Auch Donars Hammer ist schließlich aus Stein; der Gott kann Funken damit schlagen. Ebenso hilfreich ist angeblich das sogenannte Blitzholz, Holzsplitter von Bäumen, die vom Blitz getroffen wurden. Trägt man solche Abzeichen des Donnergottes bei sich, so ist man angeblich vor seinen Schlägen geschützt. Darüber hinaus wird dem Blitzholz eine heilende Wirkung zugesprochen: Es soll schmerzlindernd wirken und das Unkraut vertreiben, also böse Geister bändigen.

Ein Blick über den Tellerrand: Der Donnergott in Europa und der Welt

Der Donnergott wurde und wird in allen Gegenden Europas in der gleichen Form verehrt: Er ist ein mächtiger Kämpfer gegen Dämonen und ein Freund der Menschen. Mit seinem Geschoss, egal ob Hammer, Axt oder Donnerkeil, schlägt er die Blitze aus den Wolken und zertrümmert seine Gegner. Zahlreiche Pflanzen und Tiere sind ihm heilig; sein wichtigster Baum aber ist die Eiche. Dieser stattliche Laubbaum erreicht nur dann seine volle, beeindruckende Größe und sein hohes Alter, wenn er frei steht. Im Unterholz wird er nicht groß, da andere, schnell wachsende Gehölze der langsamen Eiche das Licht nehmen. Die frei stehenden, mächtigen Eichbäume sind ein hervorragendes Ziel für einen Blitz; auf ihnen lässt er sich gern nieder. Dementsprechend galten Gegenstände und Orte, die von einem Blitz getroffen wurden, bei einigen Völkern Europas als heilig. Schon aus dieser Zeit stammt der Glaube an die große Wirkkraft der Donnerkeile und „Blitzsteine", jener Fossilien, die als versteinerte Geschosse des Gewittergeistes galten und zum Teil bis heute gelten. Die Römer nahmen an, dass solche Orte durch den Einschlag von Jupiter gesegnet worden seien. Selbst Leuten, die einen Blitzschlag überstanden, wurde Verehrung zuteil. Ganz ähnlich verhielt es sich in Ossetien: Hier, im Kaukasus, galt derjenige als gesegnet, der vom Blitz erschlagen wurde. Der Tote galt als Auserwählter des Donnergottes und würde fortan in dessen Gefilden weilen. Bei solchen Anlässen scheint wahre Volksfeststimmung aufgekommen zu sein: Verwandte und

Nachbarn strömten zusammen, führten Reigentänze auf, sangen Lieder und errichteten einen aufwändigen Grabhügel.
Interessant ist, dass die Osseten den biblischen Propheten Elias als Donnergott verehrten. Warum, ist schnell erklärt: Elias befand sich einst in einem Wettstreit mit den Priestern des Baal.[1] Dabei ging es um die Frage, ob Jehova oder Baal der stärkere Gott sei. Der Wettstreit bestand aus der Aufgabe solange zu Beten, bis der jeweilige Gott einen von seinen Anhängern aufgeschichteten Holzhaufen durch himmlisches Feuer entzünden würde. Elias Holzstapel wurde als erster durch einen Blitz entzündet und wir ahnen schon, weshalb ihn die Osseten als ihren Gewittergott auserkoren haben. Sie verehrten ihn als „Herrn der Felsengipfel“. Auch bei uns in Deutschland übernahm Elias viele der Aufgaben Donars. Der Name des Gewittergottes wechselte, doch ansonsten blieb nahezu alles beim Alten.

Bei meiner Suche nach weiteren Donnergöttern sind mir in Osteuropa einige Überschneidungen aufgefallen. Die Letten haben zum Beispiel einen Gewittergott Namens Perkons, im Litauischen heißt er Perkunas. Sein Baum ist ebenfalls die Eiche, der Weltenbaum der baltischen Völker. Gleichzusetzen ist er mit dem slawischen Perun, der mit einer Schwertlilie, einer Axt und ebenfalls einer Eiche dargestellt wird. Die oben genannten Namen leiten sich vom Wortstamm *per-* ab, der in den jeweiligen Sprachen soviel wie „schlagen“ bedeutet. Der Donnergott ist also „der stark Schlagende“. Ein entfernter Namensvetter könnte der indische Parjanya, ein vedischer Regengott, gewesen sein. Sein Name bedeutet soviel wie „Regenwolke“ und ihm wurden einige Lieder gewidmet. Der Zusammenhang zwischen „Regen“ und „schlagen“ dürfte jedem einleuchten, der schon einmal das Vergnügen hatte bei Starkregen auf der Straße zu sein. Parjanyas Reisegefährt, mit dem er über den Himmel zieht, ist ein Wasserwagen, der den Regen ausgießt. Immer wenn der Gott am Himmel erscheint, wird sein Regen von Donner, Sturm und Blitz begleitet.

[1] 1. Buch Könige 18/17-46

Es gibt so viele Gewittermythen über die ganze Welt verteilt, dass es eine schier endlose Aufzählung werden würde. Dennoch möchte ich gern einige von denen erwähnen, die mich selbst faszinieren. Bei den Tataren ist es Tengri, der mit einem von Pferden gezogenen Wagen über den Himmel eilt und mit seinen Wagenrädern und dem lauten Auftreten der Hufe seiner Reittiere das Donnergrollen erzeugt. Bei den Chinesen ist es, neben der Legende der Donnerdrachen, der Donnergott Pangu, der mit seiner Stimme den Himmel erzittern lässt. Er ist ebenfalls ein himmlischer Wagenlenker und zugleich der Lenker des menschlichen Schicksals.
Der mesopotamische Wettergott Baal Adad kann sich in die lange Reihe der Himmelsreiter einreihen. Abbildungen zufolge ist sein Wagen zweiachsig und wird von einem Löwendrachen gezogen. Während er über den Himmel reitet, schwingt er knallend seine Peitsche.
Eine für mich witzige Vorstellung habe ich auch noch gefunden. In Turkmenistan und in der iranischen Mythologie glaubt man teilweise heute noch an eine alte Frau im Himmel, die Felle oder Hosen ausschüttelt und dadurch den Donner verursacht. Und in den östlicheren Regionen Zentralasiens verschüttete man vielerorts Milch auf verschiedene Arten, um dem herannahenden Gewitter ein Opfer zu bringen. Aber vielleicht machte man das ja auch nur, weil sie sowieso sauer geworden wäre.
In der afrikanischen Kosmologie sieht es anders aus. Es gibt kaum einheitliche Gestalten, sondern eher unzählige niedere Gewittergeister, die mal ein einzelnes Gewässer, mal einen Fluss oder auch einen bestimmten Baum repräsentieren. Die große Ausnahme bildet der Wetter- und Gewittergott Shango. Ursprünglich nur von den Yoruba im heutigen Nigeria verehrt, fand er mit den afrikanischen Sklaven den Weg in die Karibik und wurde dort zum starken Freund seiner Anhänger im Kampf gegen die Sklavenhalter. Er hat alle typischen Attribute eines Donnergottes bei sich: seine Waffe ist die Doppelaxt, er ist rot und sein Lieblingstier ist der Widder. Die Dämonen, die er bekämpfte, waren weiß und menschlicher Natur.

Donnerwesen

Weltweit gibt es noch viele andere Mythen und Geschichten, die nicht mit Göttern in Verbindung gebracht werden, sondern mit Geistern, Tieren und anderen fabelhaften Dingen.
Die Welt der nordamerikanischen Indianer beispielsweise ist durch und durch von Geistern beseelt. Auch der Donner, der von einigen als Donnervogel verehrt wird, ist ein großer Geist. Auch die Tungusen Sibiriens glauben, dass es die Schwingen eines riesigen Vogels seien, die den Donner während seines Fluges erzeugen. Die Schamanen dieser Gegend schnitzen die Gestalt des Vogels aus Holz und setzen ihn auf eine Stange. Diese Prozedur hat einzig und allein den Zweck, Böses auf ihrer schamanischen Reise in den Himmel fernzuhalten und ihnen Schutz zu bieten. Es heißt, dass dieser Vogel Bäume, die vom Blitz getroffen wurden, mit seinen eisernen Krallen geteilt hat. Interessanterweise gibt es auch aus dem deutschsprachigen Raum Legenden über Wesen mit gewaltigen Krallen, die während eines Gewitters Häuser und Kirchtürme umklammert halten.
In an anderen Gegenden Sibiriens, speziell bei den Samojeden, ist dieser Donnervogel eine Wildente. Wenn es einen Regenschauer gibt, sagt man, dass die Ente niesen würde.
All diese Donnervögel haben die gleichen Eigenschaften. Sie beschützen die Schamanen und werden oft auch als eiserne Vögel bezeichnet, vielleicht wegen ihrer Krallen, die so tiefe Spuren schlagen, vielleicht aber auch wegen des metallischen Dröhnens im Gewitter.

In einigen Regionen Zentralasiens erscheint ein fliegender Drachen als personifizierter Donner. Das Gewittergrollen ist sein Gebrüll und die Blitze entstehen, wenn er mit seinem Schwanz schlägt. Und wenn er tief genug fliegt, können ihn die Menschen durch die dunklen, hängenden Wolken schweifen sehen. Im Winter wohnt er meist auf einem Berg, um Reif und Eis mit seinem Atem zu erzeugen. Manchmal lebt er auch in dichten Wäldern, wo er den Nebel ausstößt, der oft über diesen einsamen Gegenden hängt.
Das mongolische Gewitterkamel erzeugt schwarze Wolken sobald es ein Gewässer betritt. Dünste und Nebel quellen aus seinen Nüstern hervor und dämonische Wesen streuen vom Rücken des Tieres Blitze und schlagen laut die Trommel. So dämonisch es auch erscheinen mag, so sind doch auch in der Mongolei sämtliche Attribute des Kamels große Glücksbringer.

Wie wir feststellen konnten, gibt es wirklich unglaublich viele Geschichten und Bilder, mit denen die Menschen die mythische Macht des Gewitters zu erklären versuchen. Viele sprechen von schrecklichen Kämpfen, viele von gefährlichen Geistern, viele aber auch von einem starken und guten Freund der Menschheit, dem mächtigen Gewittergeist. Lasst mich meinen Artikel also mit einer weiteren Geschichte über das Gewitter schließen, nämlich jener, welche die Wissenschaft zu erzählen weiß.

Gewitter – ganz wissenschaftlich

Prinzipiell ist das Gewitter ein auch heute noch nicht vollständig verstandenes Wetterphänomen. Dies gilt ganz besonders für die

Entstehung der Blitze, seiner einprägsamsten Begleiterscheinung. Es ist faszinierend, welche Übermacht die Natur noch immer gegenüber dem Menschen hat. Selbst in einer Epoche, in welcher der Mensch hoch technisiert ist und sich allem überlegen fühlt, hat er das Geheimnis des Gewitters noch nicht vollständig entschlüsseln können. In der Tat ist das Gewitter auch heute noch gefährlich. Viele Menschen sterben jedes Jahr an den Folgen von Niederschlägen, Winden und Blitzschlägen, welche mit Gewittern einhergehen.

Im Kern ist das Gewitter nichts weiter als eine mit einem Unwetter verbundene elektrische Entladung. Was sich einfach anhört, ist in der Tat äußerst komplex. Ich kann daher nur einen groben Umriss wiedergeben.
Im Grunde können Gewitter überall auf der Erde vorkommen. Jedoch entstehen die meisten von ihnen in den Tropen. Dass sie ausgerechnet in Äquatornähe bevorzugt auftreten, ist in erster Linie den hohen Temperaturen und der großen Luftfeuchtigkeit geschuldet. Eine hohe Temperatur bedeutet viel Wärme und damit viel Energie, welche für die Entstehung zerstörerischer Kräfte zwingend erforderlich ist. Der besondere Einfluss der Luftfeuchtigkeit hängt vom Entstehungsprozess eines Gewitters ab, auf den ich jetzt eingehen werde.
Die Atmosphäre ist ganz klar von unten nach oben geschichtet. Da mit zunehmender Höhe das Luftvolumen zunimmt und der Druck abnimmt, verringert sich aufgrund der Gesetze der Thermodynamik die Temperatur und die Massendichte der Luft. Die Volumenzunahme ist ein direkter Folgeeffekt der Erdkrümmung und die Druckabnahme ergibt sich aus dem Fakt, dass der Druck zwangsläufig abnehmen muss, je weniger Luft von oben aufliegt. Daraus folgt, dass Luftmassen, welche nach oben steigen, sich immer abkühlen müssen. Zusätzlich existieren verschiedene Luftpakete beziehungsweise horizontale und vertikale Schichtungen in der Atmosphäre, was im Klartext heißt, dass die Übergänge zwischen den verschiedenen Luftschichten nicht kontinuierlich sind.
Zur Beschreibung von vielen Wetterphänomenen, dazu gehört auch das Gewitter, verwendet man das Modell der adiabatischen Luftpakete. Man geht in diesem Fall davon aus, dass nur wenig Luftteilchen und wenig Wärmeenergie zwischen aneinandergrenzenden Luftmassen ausgetauscht werden. Ersteres kann man in Frage stellen, da Gasmoleküle wunderbar diffundieren, also sich verbreiten. Letzteres hingegen stimmt sehr genau, da Luft ein verdammt schlechter Wärmeleiter ist. Das nun von mir beschriebene Szenario wird „Entstehung einer Gewitterzelle“ genannt. Es sei erwähnt, dass ein Gewitter meistens aus vielen, teilweise über hunderte Kilometer Strecke verteilte Zellen bestehen kann.



Alles beginnt nun mit einem warmen Luftpaket A, welches vom Boden nach oben aufsteigt und sich langsamer abkühlt, als die umgebende, aufliegende Luftschicht B. Damit das so einfach funktionieren kann, muss A andere Eigenschaften besitzen als B. Dies kann am besten gewährleistet werden, indem A aus feuchtwarmer Luft besteht, während B relativ kühl und, wichtiger noch, trocken ist. Solche Szenarien treten in den Tropen ganzjährlich und in den maritimen gemäßigten Klimazonen am häufigsten im Sommer auf. Da das mit den gemessenen Häufigkeiten des Gewitters in Ort und Zeit übereinstimmt, scheint es sich um eine vernünftige Modellannahme zu handeln.
Der Rest ist nur noch pure Kausalität im Rahmen der Gesetze der Physik. Die warme Luft steigt auf und kühlt dabei ab. Warme Luft speichert Wasser besser als kalte Luft, folglich kondensiert der Wasserdampf dabei schrittweise und gibt Wärme an das Paket A ab. Es kühlt somit langsamer aus, als die Umgebungsluft. Damit ist Paket A jedoch wärmer und folglich auch seine Dichte geringer. Daraus folgt ein Druck, der von der Seite und von unten auf die Luftschicht einwirkt. Das Paket A wird dadurch beschleunigt. Es entsteht ein Aufwind. In diesem Aufwind entstehen Regentropfen, welche zum einen mit nach oben gerissen werden und dabei wachsen, da sich mit zunehmender Kälte immer mehr Wasserdampf an die Tropfen anlagert und somit kondensiert. Zum anderen wird irgendwann eine Höhe erreicht, in der das Wasser gefriert und Graupel- sowie Hagelkörner entstehen.
Die berüchtigten Gewitterwolken bilden sich. Als Folge des Aufwindes sind sie sehr hoch und dunkel. Die Hagelkörner, Regentropfen oder Graupelkörner sind so dicht geworden, dass kein Licht mehr hindurch kommt. In etwa 10 km Höhe gleicht sich die Temperatur mit der Umgebung aus und der Aufwind schwächt sich ab, außerdem werden die Körner zu schwer. Die typische Ambossform einer Gewitterwolke entsteht. Alles fällt jetzt plötzlich nach unten, nicht nur die Körner, auch die nun trockene und kalte Luft. Sturm, Hagel oder Regen können, je nach Feuchtigkeit und Aufwind mal stärker, mal schwächer auftreten.

Auch wenn das eben dargestellte Szenario im Wesentlichen bei jedem Gewitter gleich ist, so können unterschiedliche Arten in Intensität und Qualität entstehen. Sogar Tornados sind möglich. Die Entstehung eines solchen Unwetters kann unterschiedlichen Szenarien folgen. So kann sich Luft am Boden bei starker Sonneneinstrahlung schneller erwärmen, als in den oberen Atmosphärenschichten und somit der Auftrieb beginnen. Auch kann feuchte Luft gegen ein Hindernis in Form eines Gebirges treffen und dadurch nach oben gehoben werden. Oder eine Kaltfront mit hoher Dichte drückt warme Luft kontinuierlich nach oben und an der Berührungszone beider Lagen entsteht eine lang gezogene Gewitterfront.

Woher kommen aber nun der Blitz und der Donner? Ich möchte im Voraus auf meinen Elmsfeuer-Artikel verweisen, da ich dort bereits einiges zu diesem Thema verfasst habe.
Grundsätzlich ist die Bildung von Blitzen noch weitgehend unverstanden, ich kann daher nur die gängigste Theorie anbieten. Dabei werden die kleinen Eiskörner positiv geladen, indem sie Elektronen abgeben, und steigen aufgrund ihres geringen Gewichts nach oben. Die schweren Graupelkörner nehmen die negative Ladung auf und sinken nach unten. Hierbei spielen verschiedene elektrostatische und elektromagnetische Prozesse nach den unterschiedlichsten Theorien in der Gewitterwolke eine Rolle. Diese basieren jedoch selten auf empirischen Grundlagen.
Sagen wir einfach, aus höchst mystischen Gründen wird der obere Teil der Gewitterwolke positiv geladen und der untere Teil negativ. Und das ist ausnahmsweise sogar experimentell bestätigt. Nun führt die negative Ladung im unteren Bereich der Wolke zu einer Spannungsdifferenz gegenüber dem Erdboden, welcher durch die Spannung und Ladungsträgerverschiebungen (Polarisation) positiv geladen wird. Bei einer genügend hohen Spannung des Vielfachen von 10 Millionen Volt (10 MV) bildet sich ein Leitblitz heraus. Er ist die Vorstufe zum eigentlichen

Hauptblitz. Hierbei springen Stück für Stück positive Ladungsträger von der Erde und negative Ladungsträger von der Wolke, Meter für Meter aufeinander zu. Dies geschieht aber alles im Bruchteil einer Sekunde. Der Leitblitz ist relativ dunkel, da nur wenige Ladungsträger den Widerstand der Luft überbrücken können. Auch entstehen dabei viele verschiedene Verästelungen. Berühren sich ein Ast des Bodenblitzes und einer des Wolkenblitzes, so ergibt sich ein Verbindungskanal aus leitfähigem Plasma. Kurz gesagt, ist der Weg nun frei. Mit einem Schlag fließt der gesamte Strom nach unten, beziehungsweise nach oben. Da es sich dabei um sehr viele Ladungsträger handelt und die Geschwindigkeit des Blitzes locker 30.000 km/s betragen kann, handelt es sich um sehr heißes (30.000 °C) und extrem energiereiches Gas. Die Farbe des Blitzes entsteht durch Rekombination. Das ist ein physikalischer Effekt, bei dem mit Ladungsträgern angeregte Atome durch Zusammenstöße wieder in einen niederenergetischen Zustand übergehen. Wegen der Energieerhaltung muss dabei Licht abgegeben werden. Welche Farbe ein Blitz genau hat, hängt von den beteiligten Atomen ab und ist bei Stickstoff und Sauerstoff, welche den Löwenanteil der Luft ausmachen, meistens blau. Die Knicke oder auch Zick-Zack-Linien, die man bei Blitzen erkennt, folgen aus der zufälligen Bewegung der Gasteilchen und aus Stößen untereinander. Bei jedem Zusammenstoß eines Ladungsträgers mit einem Gasmolekül kommt es zu einem Richtungswechsel.

Kommen wir zum Donner. Ein Blitz ist eine elektrische Entladung. Diese wiederum besteht aus bewegten Ladungsträgern. Eine elektrische Ladung in der Bewegung erzeugt immer auch ein Magnetfeld, welches um die Ladungsträger kreist. Es handelt sich hierbei um ein sehr starkes Magnetfeld, welches alles Gas im oben beschriebenen Leitungskanal gefangen hält. Dieses wird wie in einem Luftballon unter hohem Druck eingeschlossen. Verschwindet das Feld kommt es zu einem lauten Knall als Folge der Hochdruckschockwelle. Dies geschieht im Bruchteil einer Sekunde. Das Grollen des Donners erfolgt durch Brechung des Schalls an Luftschichten mit unterschiedlicher Dichte, aber in erster Linie ist es vielen verschiedenen Echos zu verdanken. Echoquellen können dabei alles Mögliche sein, dichte Wolken, Bäume, Gebirge, Häuser und vieles mehr.
Abgesehen vom Donner ist unser Verständnis der Entstehung und des Ablaufs eines Gewitters selbst in der heutigen Zeit marginal. Es ist und bleibt ein mystisches Ereignis, ein Aufeinanderprallen von Kräften, denen der Mensch nicht gewachsen ist. Der Donnergott ist ein Freund, dem man mit Respekt begegnen sollte.

Ally

Quellen (Stand Internetquellen Mai 2014):

P. Grimal (Hrsg.): *Mythen der Völker*, Bd. 3, 1977.
J. Grimm: *Deutsche Mythologie*, Bd. 1, ND 1981.
W. Mannhardt: *Germanische Mythen*, 1858.
H. Marzell: *Die heimische Pflanzenwelt in Volksbrauch und Volksglauben*, 1922.
J. Trinkunas: *Rasa – Götter und Rituale des baltischen Heidentums*, 2002.
H. Wichmann: Grundprobleme der Physik des Gewitters, 1948.
V. Zdeněk: *Mythologie und Götterwelt der slawischen Völker. Die geistigen Impulse Ost-Europas*, 1992.
http://www.muk.uni-hannover.de/~finke/blitz/lightning0.html

Ceilidhbericht 2014

Ende April 2014 war es wieder soweit: Das diesjährige, nunmehr neunte Ceilidh des Cumhachd-Covens wurde gefeiert. Für die, die es noch nicht kennen: Das Wort Ceilidh kommt aus dem Gälischen und bedeutet soviel wie „ausgelassene Feier, die sich über mehrere Tage erstreckt“. Unser Ceilidh hat zudem einen sehr familiären Charakter.

Veranstaltungsort war diesmal ein Jugend- und Freizeithaus im oberen Bayerischen Wald, wunderschön gelegen, an einem Bach inmitten eines Naturschutzgebiets, nahe der tschechischen Grenze. Vieles musste im Voraus geplant und abgesprochen werden. Ritualabläufe wurden einstudiert und die Altardekoration organisiert; man musste die Gäste informieren, Nahrungsmittel einkaufen und natürlich Sack und Pack zusammensuchen und verstauen. In nervöser Vorfreude ging es also Freitagmorgen los. Vor uns lag eine etwa dreistündige Fahrt, die dank meines Fahrers recht kurzweilig ausfiel. Während wir uns unserem Ziel näherten, ließ uns die Landschaft kaum zur Ruhe kommen: Sanfte, hüglige Wiesen und Felder säumten die Straßen und gegen Ende der Fahrt wurden die Wälder immer höher und dichter – einfach schön. Der Vorteil, wenn man nicht selbst fährt, ist der, dass man die vorüber ziehende Welt genießen kann.

Nach unserer Ankunft, der Begrüßung und dem Bezug der Zimmer begannen wir mit einem Eröffnungsritual. Zuvor sei gesagt, dass ich nicht jedes Ritual dieser Tage detailliert werde beschreiben können, denn das würde den Rahmen meines kleinen Artikels sprengen. Ich kann euch leider nur einen kurzen Abriss dieser vier wunderschönen Tage liefern.
Im gemütlichen, mit vier Altären ausgestatteten Ritualraum prasselte schon der Kamin. Paarweise wurden die Teilnehmer hereingebeten und begrüßten die vier Elemente. Jeder Teilnehmer fertigte mit den Gaben der Elemente einen Talisman an, der mit den Wünschen für dieses Wochenende aufgeladen wurde. Als Sinnbild für ein Fest voller Freude, Leidenschaft, Kraft und Kreativität wurde zum Abschluss die sogenannte Ceilidh-Kerze entzündet. Das Eis war gebrochen. Im Anschluss wurde getrommelt und musiziert, die geplante Diskussionsrunde über Magie ergab sich von selbst und verlief in lockerer Atmosphäre. Einen besseren Einstieg hätte man sich nicht vorstellen können. Nachdem alle eine lange Fahrt hinter sich hatten und der Tag sich so schnell dem Ende neigte, wurde der erste Abend gemütlich beendet, um am nächsten Morgen wieder fit zu sein.

Nach tiefem, friedlichem Schlaf starteten wir mit den ersten Ritualen des zweiten Tages, mit Männer- beziehungsweise Frauenspiritualität. Zu ersterem kann ich von meiner Seite

aus nicht viel sagen, außer, dass die Männer alle sehr gelöst, entspannt, voller Energie und voll des Lobes für ihr Ritual zurückkehrten. Später erzählten sie uns, dass sie nahe dem Bach einen wunderschönen Platz im Wald gefunden und sich dort auf eine Krafttierreise begeben hatten. Luft, Erde und Wasser waren dort scheinbar sehr nah beieinander und die schamanische Arbeit scheint ihnen große Freude bereitet zu haben. Zumindest erzählten sie uns mit leuchtenden Augen von den Geistern, die sich inmitten des Waldes nicht lang bitte ließen. Währenddessen trafen wir Frauen uns im Ritualraum und zelebrierten ein Ritual für beziehungsweise mit der Göttin Perchta. Ziel war es, die Göttin in all ihren Aspekten kennenzulernen und ihre Macht in uns selbst zu entdecken. Die ersten Schritte auf diesem gemeinsamen Weg gingen wir mit Geschichten, bevor wir über Tanz und Gesang Percht rufen und begrüßen und uns in die eigene Erfahrung mit ihr und in uns fallen lassen konnten. Wir haben uns gemeinsam von der Göttin und auch von uns berühren lassen und eine unglaublich innige Verbindung schaffen können. Nur soviel: Es war sehr kraftvoll, ergreifend, göttlich und wunderschön.

Nach einer kleinen Pause, die von Gesprächen, Kaffee und Lachen erfüllt war, ging es im Anschluss weiter mit einem ganz besonderen Divinationsritual.
Im Rahmen dieses Rituals konnten persönliche Fragen formuliert und anschließend in den Äther gesandt werden. Dies ist wortwörtlich zu nehmen, denn ein Medium in der Mitte des Kreises bündelte die Energien der Anwesenden, nahm also quasi die Rolle eines Kanals ein und übermittelte die Fragen ins Reich des Elements Äther. Auf dem gleichen Weg wurde anschließend Energie aus dem Äther vom Medium an die Anwesenden zurückgeschickt. Ich hoffe, dass jeder dabei die von ihm ersehnte Antwort erhalten hat. Ob damit jeder zufrieden war, weiß ich nicht. So wie ich den Äther kenne, werden wohl einige schonungslose Antworten dabei gewesen sein, die den einen oder anderen sicherlich ins Grübeln brachten. Während des Rituals ging es übrigens hoch her. Da jeder Teilnehmer einen bestimmten Archetyp verkörperte, um so in der Gruppe die Gesamtheit der Schöpfung darzustellen zu können, mischten sich zwischen stumme Andachten auch lebhafte Atemtechniken oder rollender Obertongesang. So entstand eine atmosphärisch dichte Geräuschkulisse, in der man baden konnte und sich wohlig warm fühlte.

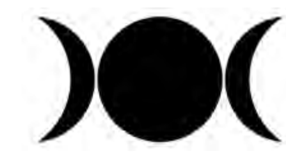
Nach dem gemeinsamen Abendessen, das schon den ganzen Tag lang liebevoll zubereitet, abgeschmeckt und gewürzt worden war, starteten die Vorbereitungen für das große Jahresfest Beltaine. Also ich weiß ja nicht, wie es euch geht, aber ich bin vor Ritualen jedes Mal von neuem aufgeregt und es ist immer wieder schön, sie mit Gleichgesinnten begehen zu dürfen. Meditation, Gesang, Tanz und Zärtlichkeiten läuteten den Hexensabbat ein und begleiteten ihn bis spät in die Nacht.
Zu später Stunde konnten sich die, die noch nicht genug bekommen hatten, an einem Ritual erfreuen, das einer unserer langjährigen Gäste mitgebracht hatte. Es war eine Huldigung an Ganesha, den großen Elefantengott Indiens, jenen Glücksbringer und Wohltäter. Vielen Dank, lieber M., für das Sponsoring deines Rituals und für die Erfahrung, die Kraft Ganeshas spüren zu dürfen. Auch andere Gäste brachten eigene Ritualideen mit und wir freuen uns jedes Mal aufs Neue, wenn wir Gelegenheit haben, solche Anregungen von außen zu erhalten. So erlebten wir am Sonntag eine von unseren österreichischen Gästen mitgebrachte „Schwarze Messe“ der ganz anderen Art. Gesagt sei nur, dass sich ihr Aufbau von dem ihres klassischen Vorbilds deutlich unterschied und dass es nicht die Frauen waren, die ihre Kleider abzulegen hatten. Der Ritus ging mit großer

Freude und Augenzwinkern vonstatten. Hier ging es um die gelebte Freiheit und Gleichheit beider Geschlechter und so konnten wir die Runde mit folgender altbekannter Feststellung beschließen: „Jede Frau und jeder Mann ist ein Stern.“ Dank dafür an unsere Gäste!
Anschließend ging es fast nahtlos mit einem Sufi-Ritual weiter. Wir begannen mit traditionellen Waschungen, ehe uns die Ritualleiter kurz und verständlich die Kernaussagen des Sufismus erklärten, einer doch recht eigentümlichen Religion, bei der es um die Gotterfahrung in der Ekstase geht. Zunächst hielten wir uns noch ganz harmlos an einigen Sprach- und Koordinationsübungen auf. Als das geschafft war, ging es an die ekstatische Erfahrung. Dafür begaben wir uns in eine fortwährende Drehbewegung, wobei eine erhobene Hand als Fixpunkt für unsere Augen diente. Am Ende drehten wir uns fast so gut wie die Derwische. Nach dieser erfüllenden aber auch anstrengenden Arbeit stand das Abendessen auf dem Plan. An dieser Stelle sei allen Köchen nochmals der höchste Dank ausgesprochen!

Eigentlich hätte nun noch ein Pan-Ritual auf dem Programm gestanden, doch nach all den Erlebnissen der vergangenen Tage und reichlich durchwachsenem Wetter sehnten sich nicht wenige nach einer gemütlichen Abschiedsrunde am Lagerfeuer. Zwar zeigte der Himmel auch nun wieder dunkle Regenwolken, doch ließen wir uns davon nicht entmutigen und holten emsig Brennholz herbei. Nach und nach kamen alle zusammen, es wurde geredet, über Magisches und Unmagisches berichtet und die gemeinsame Zeit genossen. Regen gab es nicht im Geringsten, dafür aber ein tolles Feuer, trommeln, flöten und Gesang. Daraus ergab sich, dass der eine oder andere in Trance geriet und plötzlich wild invoziert und evoziert wurde. Völlig frei und ungeplant kam es doch noch zu einem Panritual und der Herr des Waldes betrat unsere Runde. Ich hoffe, dass er seine Freude an uns hatte. So entstand auch diesmal wieder diese besondere Ceilidh-Atmosphäre, auf die wir uns jedes Jahr so sehr freuen. Früher oder später war Schlafenszeit angesagt und der nächste Tag war schon der Tag der Abreise. Bei so schönen Stunden vergeht die Zeit wie im Flug.

Es wurde also Montag und wir trafen uns zum letzten geplanten Ritual. Es ist immer das gleiche: Irgendwie freut man sich auf zu Hause, aber eigentlich will man überhaupt nicht weg. Noch einmal nutzten wir den Ritualraum, um gemeinsam im Kreis zu stehen. Wir ließen die Gemeinschaftsenergie reihum fließen und es fühlte sich so gut an. Die Elemente wurden verabschiedet, wir bedankten uns und lösten den Kreis auf. Dann gingen wir noch einmal gemeinsam hinaus auf die Wiese und an den Bach. Dort überließ jeder die Gaben seines am ersten Abend gefertigten Talismanbeutels der Natur.
Zurück im Ritualraum, konnte jeder, der wollte und dazu in der Lage war, seine Gedanken aussprechen. Wie immer fiel es schwer sich zu verabschieden, da es eine so schöne Zeit gewesen war.
Ich verbrachte vier Tage mit Menschen, die ich liebe und die mir am Herzen liegen, Altbekannte, aber auch neue Gesichter. Es waren vier Tage des Praktizierens, Musizierens, Tanzens, Lachens und Weinens. Ein riesengroßes Dankeschön an das diesjährige Ceilidh und an alle, die es mit ihrer Anwesenheit bereichert haben.

Danu



Besessenheit und Exorzismus

Teil II Der Exorzismus

Nun haben wir schon einiges in der letzten Ausgabe über die verschiedenen Formen einer Besessenheit erfahren können, aber was kann man unternehmen, wenn sie sich nicht mehr so einfach beenden lässt? Für solch einen Fall gibt es eine Vorgehensweise, die man üblicherweise Exorzismus nennt.

Dieser Artikel soll uns einen kleinen Überblick schenken, was eigentlich ein Exorzismus ist und in welchen Fällen er Anwendung findet. Weiterhin möchte ich mehr darauf eingehen, wie ein solcher Exorzismus in der Praxis aussehen kann, welche Eventualitäten abgeklärt werden müssten und ob man ihn überhaupt durchführen sollte.
Natürlich kann ich nur von meinen Erfahrungen aus der Praxis berichten, gleichzeitig möchte ich aber keinesfalls jemanden ermutigen oder entmutigen. Denn wenn ein Exorzismus notwendig geworden ist, ist auf jeden Fall auch ein Handeln notwendig, in welcher Richtung auch immer.

Wenn Erdung und Reinigung scheitern

Etwas neutraler formuliert, ist ein Exorzismus ein Hinausbeschwören schadhafter Geister aus Menschen, Tieren oder Objekten. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Schadhaftigkeit, denn sie ist die Begründung dafür, dass man einen solchen Ritus durchführt.
Der Exorzismus ist grundsätzlich nicht ungefährlich und manchmal auch aggressiv. Er erfordert oft einen großen Kraftaufwand, sowohl für den Exorzisten als auch für den Besessenen. Das erklärt sich eigentlich von selbst: Wenn wir von der Tatsache ausgehen, dass eine Wesenheit nicht mehr von ihrem gewählten Aufenthaltsort weichen möchte, muss sie verscheucht werden, sie wird also heraus getrieben. Daher ist ein anderer sinnbildlicher Begriff für einen Exorzismus auch die Austreibung. Dieses Wort lässt recht einfach Rückschlüsse auf die Vorgehensweise zu. Die Austreibung unterscheidet sich dadurch von einer Reinigung, dass sie sehr zielgerichtet vorgenommen wird. Eine Reinigung dagegen

Exorzismen haben lange Traditionen, diese reichen bis tief ins alte Mesopotamien zurück. Im ehemaligen Zweistromland konnten unter anderem einige Keilschrifttexte geborgen werden, die sich direkt auf den Berufsstand des Exorzisten beziehen. Von animistischen Kulturen wissen wir, dass die ganze Welt von Geistern bewohnt wird. So kann man mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, dass es seit der Mensch an Geister glaubt, auch Praktiken gegeben haben muss, sich ungewollter Geister zu entledigen und sie an andere Orte zu schicken.

Selbstverständlich denkt man auch bei dem Wort Exorzismus an die christliche Kirche, die den Exorzismus auch im Europa der Neuzeit am Leben erhielt. In jüngerer Zeit haben Medienberichte über erfolglose Austreibungen und eine Hand voll Filmproduktionen einiges zu unserer Vorstellung über Exorzismen beigetragen. Dazu gehören Bilder von Schleim speienden jungen Mädchen mit gruseligen Gesichtszügen oder aber auch fanatische Priester, die entgegen aller Vernunft agieren. Aber meist haben diese Überzeichnungen nicht so viel mit einer Besessenheit, die man im Normalfall erleben kann, zu schaffen. Was sich aber in etwa bei einem katholischen Exorzismus abspielt, ist durchaus auch für andere Praktizierende einen Blick wert.

Katholischer Exorzismus - ein Sonderfall

Wie die Überschrift schon sagt, möchte ich auf diesen speziellen Exorzismus kurz eingehen, und zwar wirklich als Sonderfall. Da ich hier nicht für junge katholische Priester schreibe, sondern eher für ein Publikum, welches anderen religiösen oder magischen Praktiken nachgeht, möchte ich nur einen allgemeinen Abriss bieten und interessante Stellen hervorheben.
Gerade in der jetzigen Zeit ist ein kirchlich genehmigter Exorzismus nichts, worauf man bei Bedarf so leicht zurückgreifen kann. Das ist vielen Faktoren geschuldet. Beispielsweise hat die katholische Kirche nicht mehr die gleiche Machtstellung, wie sie sie bis zur Reformation hatte. Auch ist der christliche Glaube ist mehr und mehr einer wissenschaftlichen Überprüfbarkeit gewichen. Die riesigen Forschungsfortschritte in der Humanmedizin und die Anerkennung der Psychologie als eine medizinische Disziplin haben sehr viel dazu beigetragen, dass ein spirituelles Phänomen als immer unwahrscheinlicher angesehen wurde. Für manchen mag das ein Glücksfall sein, denn ein Exorzismus könnte bei einem Menschen mit einer schweren Psychose oder akuten Wahnvorstellungen den Gesundheitszustand dramatisch verschlechtern. Doch trotz allem hat sich die christliche Kirche nicht ihres Rituals entledigt. Aber inzwischen wurde es an viele Bedingungen geknüpft, einen Exorzismus durchzuführen.

Grundsätzlich muss ein Exorzist der katholischen Kirche ein geweihter Priester sein, der vom Bischof einer Diözese berufen wurde und somit die Erlaubnis hat, durch die Kirche genehmigte Exorzismen durchzuführen. Inzwischen soll es wieder ein Seminar geben, in welchem die Priester für ihre Rolle als Exorzisten ausgebildet und vorbereitet werden. Ob ein um Hilfe bittender Mensch wirklich besessen ist, ist auch für einen solchen Exorzisten keine leichte Frage. Der Betroffene muss in der Regel bereits ein gewisses Pensum an ärztlicher Hilfe erfolglos ausgeschöpft haben. Der berufene Exorzist prüft dann den Fall, sieht die Krankenakten ein, führt Gespräche mit den entsprechenden Ärzten und schreibt daraufhin einen Bericht mit einem Antrag, einen Exorzismus durchzuführen. Die Gegebenheiten der Besessenheit von einem Wesen diabolischer Natur sind von der Kirche ziemlich klar definiert. Die Feststellung einer Besessenheit kostet einiges an Zeit und Dokumentationsarbeit. Erst dann besteht die Aussicht, dass ein Exorzismus von der Kirche genehmigt wird. Eine schnelle Hilfe ist bei solch einer Vorgehensweise also nicht mehr möglich, hingegen werden allerdings Fehleinschätzungen geringer gehalten. Um sich dennoch medizinisch und somit auch juristisch abzusichern, ist es bei einem kirchlichen Exorzismus die Regel geworden, dass ein Arzt bei den Ritualen anwesend ist, der den Gesundheitszustand des Besessenen überwacht.

Zu Beginn des Ritus werden bestimmte Gebete gesprochen, Litaneien und Bibelverse rezitiert, bis der Priester direkt zum fremden teuflischen Wesen Kontakt aufnimmt und ihn in Gottes Namen zu zwingen versucht, den Körper des Besessenen zu verlassen. Diese Liturgie findet sich im *Rituale Romanum*, das unter Papst Paul V. im Jahre 1614 herausgegeben wurde. Darin wird das Ritual des Exorzismus genau beschrieben. Zwar ist eine aktualisierte Version des Exorzismus-Rituals um 1999 herausgegeben und vom Vatikan abgesegnet worden, jedoch findet sie aufgrund von Zweifeln an die Wirksamkeit der neuen Gebete und durch schärfere Rahmenbedingungen für einen Exorzismus eher Kritik als Lob. Ein wesentliches Argument, dass Exorzisten die neue Form ablehnen, ist dem Grund geschuldet, dass sie nicht allzu praktikabel zu sein scheint. Der neuen Abhandlung nach darf ein Exorzismus nur dann begonnen werden, wenn die Anwesenheit der dämonischen Kräfte auch garantiert ist. Allerdings kann es aus meiner Sicht in der Praxis eine letzte Garantie eigentlich nicht geben.

Laut den meisten Berichten ist ein Exorzismus kaum eine einmalige Angelegenheit. Meistens wird der Besessene über Monate hinweg behandelt, mitunter auch über Jahre, bis eine Befreiung vom üblen Geist eintritt. Und nicht immer ist die Durchführung des Exorzismus von Erfolg gekrönt.

Progressive Exorzismen – ein Beispiel

Nun wollen wir den Blick auf die Möglichkeiten von paganen Praktizierenden lenken. Da es normalerweise kein Regelwerk oder Dogma für die Herangehensweise bei einer Besessenheit und einer Austreibung gibt, sind hier die Handlungsweisen natürlich weitaus eklektischer. Natürlich hat man auch die Möglichkeit, sich vom Ritualablauf der Kirche inspirieren zu lassen, aber ein konsequent durchexerzierter Ablauf blockiert auch ein wenig die Flexibilität und die Möglichkeit, sich auf eventuelle neue Situationen einzustellen.

Grundsätzlich haben wir ein viel größeres Spektrum als ein katholischer Priester, wir können und dürfen nämlich Magie praktizieren. Wenn wir uns vorstellen, dass wir einen eingesessenen Geist dazu bringen wollen, dass er den Körper des Betroffenen verlässt und sich im Nichts auflösen soll, kann das ein enormer Kraftaufwand sein. Ein Geist, der sich schon so sehr energetisch manifestiert hat, hat durchaus ein Interesse daran, dass er weiterhin Energie bekommt. So ist es möglich und auch wahrscheinlich, dass er nach einer Austreibung wieder zurück in die noch geschwächte Person fährt oder aber sich einen anderen Wirt im unmittelbaren Umfeld sucht. Um das zu verhindern, könnte man sich beispielsweise der Sympathiemagie bedienen. Letztlich geht es darum, dass sich die Besessenheit in eine Umsessenheit wandelt, mit der man wesentlich anders verfahren kann.
Im Einzelnen gibt es für eine solche Praxis wahnsinnig viele Methoden, die man sich erdenken kann. Zum Beispiel kann man den schadhaften Geist aus einer Person in einen Gegenstand umsiedeln. Dadurch bietet man dem Geist eine materielle Grundlage, an die er sich binden kann. Natürlich ist das keine leichte Aufgabe und erfordert auch ganz schön viel Kraft und Konzentration.

Wichtig ist natürlich eine geeignete Vorbereitung des Raumes und der Person. Für die Psyche aller Beteiligten spielt es durchaus eine Rolle, in welcher Umgebung man einen Exorzismus ausführt. Der Raum muss natürlich sauber sein, sollte also von störenden Einflüssen jedweder Art befreit werden, ob nun energetisch oder auch von Einrichtung und Gegenständen, die sich als kontraproduktiv erweisen könnten. Beispielsweise

würde ich Bilder oder Statuen von „Horrorgestalten“ entfernen und auch nach Möglichkeit die Elektronik aus dem Raum bringen, zumindest aber ausschalten und verhüllen. Wenn das getan ist, kann der Raum energetisch gereinigt werden, beispielsweise mit einer Räucherung. Ein magischer Kreis sollte meiner Meinung nach auf keinen Fall vergessen werden. Einerseits kann man dadurch kontrollieren, was in den Kreis reinkommt, andererseits auch sichern, dass nichts aus dem Kreis entweicht, was nicht entweichen soll.



Jesus heilt einen Besessenen, Rundbild um ca. 1480

Im ersten Schritt des eigentlichen Exorzismus könnte man versuchen, es dem Geist im Körper des Besessenen so ungemütlich wie möglich zu machen. Hier hätten wir die Möglichkeit der Reinigung und Segnung des Wirtes mit entsprechenden Mitteln und Substanzen, die Erfolg versprechende Korrespondenzen aufweisen. Natürlich sollte man immer Rücksprache mit dem Besessenen halten, wie es sich anfühlt.
Eine weitere Maßnahme könnte sein, dass man versucht, den Geist ein wenig in seiner Freiheit einzuengen oder zu sticheln. Das kann man erreichen, indem man selbst energetisch zum Wesen im Körper des Wirtes vordringt. Ich halte diese Praxis aber für etwas riskant, denn bei Bedrängung reagieren nicht nur Geistwesen recht häufig aggressiv. Daher wäre diese Möglichkeit eher etwas für sehr erfahrene Praktizierende, die wirklich wissen was sie tun. Eine Alternative ist beispielsweise, mit der Person die Invokation einer Gottheit durchzuführen, die den fremden Geist dann aus dem Körper drängt oder zumindest sehr einengt.
Wenn das geglückt ist, kann man den störenden Geist in einen Gegenstand hinein beschwören. Beachtet werden sollte nur, dass der Gegenstand auch in gewisser Weise attraktiv für die Wesenheit sein sollte. Sehr gut eignet sich organisches Material, da das Wesen ja schon an ein solches gewöhnt ist. Ich persönlich halte eine Puppe, die den Betroffenen darstellt, für eine brauchbare Möglichkeit.

Wenn die „Umsiedlung“ des Geistes geglückt ist, sollte man diesen ganz schnell binden, damit er nicht sofort wieder entweicht. Es geht darum, dass er lang genug hingehalten wird, bis er merkt, dass das neue Objekt zum Gefängnis wird. So kann man den Gegenstand und damit auch das Wesen weiterhin mit Energie nähren, während man es verhüllt und verschnürt, bildlich auch bindet. Magische Siegel, entsprechend dem Zwecke angefertigte Sigillen und Zaubersprüche können dabei sehr dienlich sein.

Zum Schluss empfiehlt sich als letztes Gefäß eine Schachtel, ein fester Karton täte es notfalls auch, symbolträchtiger wäre natürlich eine Holzkiste, eventuell sogar ein kleiner Sarg. Dieser kann von innen und außen natürlich auch noch mit Zauberzeichen und Sigillen versehen sein. Wenn dieser fest verschlossen ist, sollte es eigentlich gut gelingen, sich des Wesens dauerhaft zu entledigen. Natürlich sollte man nicht allzu lang damit warten. Hier gibt es wieder sehr viele

Dinge, die sich dafür eignen. Feuer, Wasser oder Erde können das Behältnis in sich aufnehmen. Ich favorisiere das Verbrennen, weil dadurch am ehesten verhindert wird, dass sich das Wesen wieder manifestiert.
Allerdings gilt im Paganismus dasselbe, was bereits in der Bibel beschrieben wurde: Am Besten ist es, den Namen der Wesenheit zu kennen. Und im Gegensatz zu Jesus würde ich das Wesen dann nicht in unschuldige Schweine, sondern viel eher in seine heimatlichen Gefilde schicken.
Nun sollte man sich um die Nachsorge des ehemals Besessenen kümmern. Hier bietet es sich an, denjenigen erneut zu reinigen und ihn schnell zu stärken. Dazu sollte man auf jeden Fall ausreichend zu trinken und zu essen bereit stehen haben. Der Kreis wird dann später aufgelöst, eine klassische Bannung aus der Ritualmagie kann hierbei sehr nützlich sein.

Dieser Ablauf soll lediglich als Inspiration dienen und die Möglichkeiten aufzeigen, die man hätte, um einen Exorzismus durchzuführen. Die Funktionalität hängt natürlich auch von vielen Punkten ab, da jeder Fall von Besessenheit einzigartig ist. Ich kann daher auch nicht versprechen, dass dieses Konstrukt funktioniert, wie bei allen Dingen in der Magie.

Wann man (nicht) exorzieren sollte

Auch wenn wir nun ein kleines Beispiel gesehen haben, wie ein Exorzismus funktionieren könnte, haben wir uns noch nicht die Frage gestellt, ob und wann wir einen Exorzismus überhaupt durchführen sollten. Auch wenn jeder Fall individuell ist, so kann man aber doch ein paar Hinweise geben, über die man zumindest mal kurz nachgedacht haben sollte.

Der häufigste und wahrscheinlichste Fall, in welchem der Praktizierende auf eine Besessenheit stoßen könnte, ist die, welche direkt im oder nach einem Ritual auftritt. Hier ist die Diagnose relativ einfach, da man den Ausgangspunkt ziemlich eindeutig erkennen kann. Rein theoretisch kann es sich um eine akute psychische Störung handeln, doch im Normalfall kann eine magisch erfahrene Person recht gut einschätzen, wenn sie selbst besessen ist. Symptome wie Übelkeit, Schwindel, Gleichgewichts- und Koordinationsstörungen oder Orientierungsschwierigkeiten können durchaus auftreten, aber auch eine partielle Änderung der Persönlichkeit, der Sprechweise und der Gesichtszüge. Die Person scheint sich somit in einer relativen Trance zu befinden.
Wenn das Wesen durch den Besessenen redet und nicht mehr die ursprüngliche Person, kann man es leicht erkennen. Besonders einfach wird es dann, wenn man diese Person schon etwas besser kennt, was in magisch arbeitenden Gruppen nicht selten der Fall ist. Wenn nicht, dann wird man trotz allem diese Persönlichkeitsänderung schon wahrnehmen können. Bei fremden Personen, deren Hintergrund man nicht kennt, wird es hingegen eher schwer zu beurteilen sein, ob es sich nun um Phantasterei, eine psychische Erkrankung oder um eine Besessenheit handelt.

Wichtig sind in der Praxis weiterhin die eigene Herangehensweise und das Vertrauen des mutmaßlich Besessenen in die eigenen Fähigkeiten und in die des Helfenden. Ruhe und Selbstsicherheit können dabei Wunder wirken und der Betroffene fühlt sich meist gleich ein wenig angstfreier. Ruhige Gespräche sind sehr sinnvoll und können zusätzlich dazu beitragen, dass sich die Situation entspannt und man überlegt handeln kann. Wenn das gelingt und man hört, wie sich der Betroffene fühlt und wie es zu solch einer Situation gekommen ist, kann man auch schon ein wenig selektieren, wie wahrscheinlich eine Besessenheit wirklich ist.

Vom Prinzip her ist eine gründliche Reinigung der Person und des Raumes in den seltensten Fällen kontraproduktiv. Gerade im Fall der anhaltenden Ritualbesessenheit kann sie auch schon viel vollbringen und ein richtig aufwendiges Ritual überflüssig machen. Eine vorherige Erdung ist bei einem akuten tranceähnlichen Zustand auch durchaus angebracht. Die Atmung muss wesentlich ruhiger werden, der Betroffene soll seine Energie in den Boden abfließen lassen. Dazu ist es gut, wenn er sich flach auf den Boden legt. Gleichzeitig könnte man die Chakren überprüfen und ausgleichen oder schließen. Insbesondere sollte man das Kronenchakra kontrollieren und bei Bedarf schließen, denn bei vielen magischen Praktiken befindet sich dort das Energiezentrum, wo Wesenheiten am leichtesten in den Körper dringen können. Nach diesen Maßnahmen wird der Betroffene meistens wieder zur Normalität zurückkehren. Eventuell lässt man kühles Wasser über die Hände und Arme laufen, damit der Kreislauf wieder auf Vordermann gebracht wird. Essen, trinken und lachen sind simple und sehr wirksame Bannungsmethoden. Bei den meisten Fällen würde ich übrigens von Alkohol abraten, aber süße Getränke können durchaus sehr gut erden. Ebenso sollte man hier auf Räucherungen verzichten und dafür lieber für ausreichend frische Luft sorgen.

Bei allen Dingen, die mit dem mutmaßlichen Besessenen zusammen getan werden, ist Selbstsicherheit oberstes Gebot. Vor allem aber sollte man sich immer Unterstützung holen, sofern es möglich ist. Mehrere Menschen können besser die Sachlage beurteilen, effizienter arbeiten und dem Betroffenen das Gefühl geben, dass man auf jeden Fall gut aufgehoben und sicher ist. Auch steigert sich das Vertrauen des Ausführenden in seinen Handlungen, weil er weiß, dass Menschen an seiner Seite stehen, die unterstützen und zusätzlich eingreifen können.

Auf keinen Fall kann ich raten, eine Besessenheit allein zu exorzieren! Das kann gefährlich werden, nicht nur für den Besessenen, auch für den Exorzisten, der durchaus geistig oder körperlich verletzt werden könnte. Allein kann man oftmals nicht schnell genug reagieren und fühlt sich mitunter sogar mit der Situation überfordert. Zu diesem Zeitpunkt hat ein Exorzismus keinen Sinn mehr.

Schlussakkord

Auch wenn eine wirklich manifeste und andauernde Besessenheit recht selten vorkommt, so kann man gerade im Bereich der praktischen Magie durchaus damit umgehen, denn man hat viele Werkzeuge. Dennoch ist immer eine gewisse Vorsicht geboten und man sollte nicht übereifrig handeln und entscheiden. Vor allem sollte man dies nicht allein tun, denn bei einem echten und aufwendigen Exorzismus ist eines gewiss: Es gibt keine Gewissheit, was als nächstes passiert. Achtet auf euch selbst, auf andere in eurem Kreis.
Ich wünsche euch, dass ihr niemals in die Situation kommt, dass ihr Wesen aus einer Person austreiben müsst. In diesem Sinne hoffe ich, dass ihr etwas mit meinem kleinen Artikel anfangen könnt. Bis zum nächsten Mal.

Sammy

Literaturempfehlungen zum kirchlichen Exorzismus

Pater Gabriele Amorth: *Ein Exorzist erzählt*, 6. Auflage, 2009.
G. Siegmund (Hrsg.): *Der Exorzismus der katholischen Kirche:* Authentischer lateinischer Text nach der von Papst Pius XII. erweiterten und genehmigten Fassung mit dt. Übersetzung, 3. Auflage, 2005.

Pflanzen am Wegesrand

Der Wegerich

Egal wo wir uns befinden, auf Parkplätzen, auf Wiesen, auf Trampelpfaden oder Kopfsteinpflasterstraßen - wenn wir für einen Augenblick unseren Blick nach unten wenden, dann ist es sehr wahrscheinlich, dass wir einer Pflanze mit dicken fleischigen Blättern begegnen. So oft sind wir ihr schon begegnet und doch haben wir sie nie richtig beachtet. Wer hätte gedacht, dass diese unscheinbare Pflanze im Mittelalter als Allheilmittel galt. Lüften wir das Geheimnis und beschäftigen wir uns in dieser Ausgabe mit dem Wegerich.

In der Gattung Wegerich gibt es drei Hauptarten: den Spitzwegerich (*plantago lanceolata*), den Breitwegerich (*plantago major*) und den Mittleren Wegerich (*plantago media*). Diese unterscheiden sich besonders an den Blättern. Der Spitzwegerich hat eher lanzettenförmige Blätter, der Breitwegerich eher breite eiförmige und der Mittlere Wegerich breite elliptische Blätter. Neben diesen drei Hauptarten gibt es in unseren Breiten noch den Bergwegerich (*plantago alpina*), der aber nur in Höhen ab 1800 Metern vorkommt. Alle Wegericharten werden zwischen 40 und 50cm hoch und kommen von Mai bis in den Oktober in die Blüte.

In den Mythen

Schon der Name gibt uns einige Hinweise darauf, wie der Wegerich früher gesehen wurde. Die Endung -*rich* folgt dem indogermanischen Urwort für „König“, wie *rex* im Lateinischen. Das macht ihn zum König des Weges. Auch *plantago*, der lateinische Gattungsname, gibt uns weitere Hinweise. Es kommt von dem lateinischen Wort *planta*, was Fußsohle bedeutet.
Der Name dieses Krautes kann aber auch Verwirrung verbreiten und zu Verwechslungen führen. Früher war der Wegerich nämlich auch unter den Namen Wegbreite oder Wegwarte bekannt. Heutzutage bezeichnet man als Wegwarte allerdings eine ganz andere Pflanze, den blau blühenden und hoch gewachsenen *Cichorium intybus*. In einem alten Mythos heißt es, dass die Wegwarte oder Wegbreite eine Edelfrau sei, die noch immer auf ihren Liebsten wartet und darüber in eine Blume verwandelt wurde. Leider wissen wir wegen der Namenswanderungen heute nicht mehr, welche Pflanze damit ursprünglich gemeint war.

Der Wegerich ist also ein richtiger Wandersmann. Auch seine Verbreitung erfolgt auf diese Weise und zwar ganz raffiniert: Die Samen quellen, wenn es feucht ist, auf und bleiben an Hufen, Pfoten und Fußsohlen haften. Überall wo der Mensch und die Tiere sich bewegen, verbreitet sich also auch der Wegerich. Er ist somit ein wirklicher König des Weges, denn er ist immer da. Eine Pflanze kann in ihrem Leben bis zu 40 000 Samen hervorbringen. Dadurch ist der Wegerich mit uns nach Nordamerika und sogar bis nach Neuseeland gewandert.

Eine medizinische Bedeutung hat der Wegerich als blutstillendes Mittel in der antiken Apotheke. Wer blutet, verliert Lebenskraft. Eigentlich ist das Blut ja ein Symbol es Lebens. Wenn wir es jedoch im Urin oder an anderen Orten finden, wo es eigentlich nicht hingehörte, so ist es eher mit dem Tod als mit dem Leben verbunden. Deshalb ist der Wegerich auch der Herrin der Unterwelt, der griechischen Göttin Persephone geweiht. Man hielt ihn für so stark, dass man annahm, dass er im Feuer nicht verbrennen könne. Im Mittelalter war die Pflanze sogar unter dem Namen *Herba proserpinacia* (Proserpina ist ein anderer Name für Persephone) bekannt. So wurde folgender Zauberspruch aufgesagt, wenn eine Frau in lebensbedrohlichen Blutungen lag:

Wegerich! Kräutlein der Proserpina! Tochter des Königs Orkus! Wie du das Maultier unfruchtbar gemacht hast, so verschließe auch die Blutwelle aus dem Leibe dieses Weibes![1]

Auch bei Geburten hielten die Frauen damals Wegerichwurzeln in der Hand, um vor Blutungen geschützt zu sein. Und wenn der Mann beim Rasieren keinen Alaunstein bei der Hand hatte, um kleine Schnitte zu schließen, nahm er auch Wegerichblätter, die den Job genauso gut erledigten.
Die Macht des Wegerichs ging sogar so weit, dass er im angelsächsischen Neunkräuterzauber Wotans, als der älteste aller Wurze bezeichnet wird:

Und du, Wegbreite, der Wurze Mutter, nach Osten offen, nach innen mächtig!
Über dich Räder rollen,
Über dich Frauen fahren,
Über dich Bräute sich breiten,
Über dich Stiere stampfen.
Allen widerstandest du und widerstehst du,
So widerstehe Eiter und Anfällen

[1] Storl, S. 145

und der Leidkraft, die über das Land dahinfährt![2]

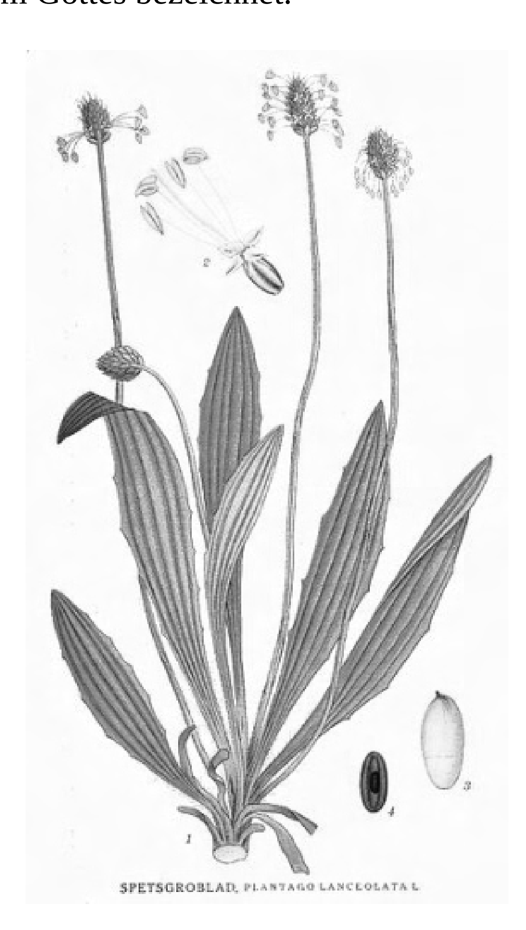
Wie in der Zauberrede deutlich wird, erkannte man durch Beobachtung schon früh die große Widerstandsfähigkeit des Wegerichs, der allerlei Fußtritte überstehen konnte ohne dabei einzugehen. Von dieser Widerstandskraft glaubte man, dass er sie an den menschlichen Körper weitergeben könne. Man setzte ihn daher gegen die verschiedensten Krankheiten und Gifte ein - nicht zu Unrecht, wie wir noch sehen werden.
Die alten germanischen Heiler, Lachner genannt, benutzten ihn häufig. Man kannte ihn deshalb auch als Laeknisgras (Gras der Lachner) und selbst im heutigen Dänemark wird er noch Laegblad (Blatt der Lachner) genannt. Die Wurzel entnahm man in einem Sammelritual, am Morgen und ungewaschen. Dabei sammelten die Lachner aber nur eine bestimmte Anzahl. Entweder drei, sieben oder neun Wurzeln wurden gesammelt und um den Hals nach Hause getragen. Als Kur für heftige Kopfschmerzen wurden sie an den Kopf des Patienten gebunden, bei Durchfall und Darmbeschwerden wurde sie in Ziegenmilch gekocht. Bei Nierenbeschwerden verabreichte man Tee und der frische Saft half angeblich alle Blutungen zu stoppen. Deshalb wurden sie auch besonders bevorzugt zwischen den beiden Frauentagen Mariä Himmelfahrt (15. August) und Mariä Geburt (8. September) gesammelt. Alles in allem war der Wegerich ein Allesheiler und in fast jeder Salbe, die die Lachner kochten, vorhanden.

Selbst bei den studierten Ärzten Griechenlands hatte der Wegerich eine besondere Stellung inne. Pseudo-Apuleius gab uns in seinem Herbarium 24 Heilanwendungen an. Besonders die blutreinigende, -stillende und krampflösende Wirkung war wichtig für die Feldärzte, die ihn während der großen

[2] Storl, S. 146

Schlachten der Antike anwandten. Selbst bei einem kariösen Loch im Zahn nutzen sie das Heilkraut, um die Schmerzen zu lindern.

Im Mittelmeerraum wurde er mit dem Schaf assoziiert und deshalb auch unter dem Namen Schafszunge bekannt. Die Araber nennen ihn heute noch so. Das Schaf war in den alten Zeiten ein vorrangiges Opfer- und Orakeltier. In Babylon wurde aus der Leber des geopferten Schafes die Krankheitsdiagnose erstellt. Auch alle Heilergötter standen mit Schafen in Verbindung. Amon-Re war das Schaf geweiht, Hermes trat als Schafswidder in Erscheinung und selbst Christus wird als Lamm Gottes bezeichnet.



In der Pflanzenastrologie gilt er als die Pflanze der Venus, wegen ihrer Antipathie zu allen marsischen (oder besser: martialischen) Krankheiten wie zum Beispiel Blutungen. Auch als Heilpflanze der Harn- und Geschlechtsorgane untersteht sie der Venus. Selbst in der Salbe für König Heinrich VIII. von England, dessen erschöpfendes Sexualleben pflanzlicher Unterstützung bedurfte, bildete der Wegerich den Hauptanteil. Angeblich kühlte und beruhigte er das königliche Glied. Aber auch Merkur, dem Gott der Wege, war diese Pflanze heilig. Wanderer legten sich Blätter der Pflanze in die Schuhe, um Müdigkeit vorzubeugen, aber auch um vor tollwütigen Tieren und anderen Gefahren auf dem Weg geschützt zu sein. Um Dornen und Splitter aus den Füßen zu bekommen, kochte man die Samen des Wegerichs zu einem Brei und trug diesen auf die verletzte Stelle auf. Auch bei Tierbissen und Vergiftungen wurde der Wegerich eingesetzt, um das Gift herauszuziehen.

In der Küche

In der Küche würden viele Leser den Wegerich wahrscheinlich nicht vermuten. Dennoch kann er auch dort vielseitig eingesetzt werden. Alle seine Bestandteile sind essbar. Die Samen des Wegerichs kann man von August bis Oktober sammeln. Anschließend trocknet man die gesammelten Samenstände und reibt sie über einem Behältnis ab, um so die Samen von den Spelzen zu trennen. Sie werden wie Sonnenblumenkerne für Salate oder andere Gerichte verwendet. Man kann sogar das in ihnen enthaltene Öl auspressen. Die jungen Blätter sammelt man von März bis August und kann sie als Blattgemüse ebenfalls Salaten hinzufügen. Sogar die Wurzeln lassen sich schmackhaft zubereiten: Man gräbt sie zwischen den Monaten Oktober und April aus und kocht sie zusammen mit anderem Gemüse, wie zum Beispiel Tomaten oder Karotten. Der Geschmack speziell der Blütenknospen ist champignonartig. Ich wünsche euch Guten Appetit.

<u>Russischer Wegerichsalat</u>

Zutaten:
120g junge Wegerichblätter, 50g Brennnesselblätter, 80g Zwiebeln, 50g geriebenen Meerrettich, Salz und Essig, ein Ei, Sauerrahm

Der Wegerich und die Brennnessel müssen in kochendes Wasser getaucht werden, dann tropft man sie ab und schneidet sie klein. Die Zwiebel wird gehackt und mit dem Meerrettich, Salz und Essig vermischt. Zum Abschluss schneidet man das Ei in Scheiben, garniert den Salat damit und übergießt alles mit ein wenig Sauerrahm.

<u>Wegerich-Knödel (für 5 Personen)</u>

Zutaten:
6-8 altbackene Brötchen, Milch, eine Hand voll Wegerichblätter, Zwiebel, Butter, Mehl, 3-4 Eier, saure Sahne, Salz, Muskatnuss

Die altbackenen Brötchen entrindet man und schneidet sie in dünne Scheibchen. Die Rinde wird zerstoßen oder zermahlen. Beides muss man in ein wenig Milch einweichen lassen. In der Zwischenzeit hackt man die Wegerichblätter klein und dünstet sie zusammen mit den Zwiebeln in Butter an. Sind sie fertig, so gibt man sie zu der Brötchenmasse. Anschließend muss man noch ein wenig Mehl, 3-4 Eier, ein paar Löffel saurer Sahne sowie Salz und Muskatnuss hinzufügen und alles eine halbe Stunde stehen lassen. Wenn die Masse zu weich ist, fügt man noch etwas Paniermehl hinzu. Nachdem man die Masse zu Knödeln geformt hat, muss man sie 10-15 Minuten in schwach siedendem Salzwasser ziehen lassen.

In der Kräuterapotheke

Als Heilmittel ist der Wegerich schon seit der Antike bekannt. Er wurde als schleim- und krampflösendes Mittel bei Lungenleiden eingesetzt, gegen Blutungen und Verbrennungen jedmöglicher Art, bei Erkrankungen der Leber, der Harnwege und selbst bei Kopfweh. Mischt man die Blätter in den Tabak, so sollen sie sogar dabei helfen, sich das Rauchen abzugewöhnen. Heute werden seine antibakterielle Wirkung, seine blutreinigenden Eigenschaften und die Wirksamkeit bei Erkrankungen der Atemwege anerkannt. Auch bei Augenentzündungen, Entzündungen in den Harnwegen, im Magen und im Darm findet er Anwendungen.

- Ein Tee mit zwei Teelöffeln getrocknetem Wegerich pro Tasse in kochendem Wasser 15 Minuten ziehengelassen hilft gegen Erkrankungen der Atemwege, Verschleimung, Husten und Asthma (ein bis drei Tassen am Tag).
- Den frisch ausgepressten Saft nimmt man für Blutreinigungskuren (zwei bis drei Esslöffel am Tag).
- Frisch gepflückte saubere Blätter auf Wunden und Verbrennungen, aber auch Geschwüre und Hautflechten gelegt wirken heilend und blutstillend.

Vielleicht schaut sich der geneigte Leser ja demnächst auf den Wegen seiner Heimat um und entdeckt diese wundervolle Pflanze, riecht und schmeckt sie. Bis zur nächsten Ausgabe.

Olf

Quellen:
E. und K. Hollerbach: *Heilen und Kochen mit der Natur*, 2006.
S. G. Fleischhauer / J. Guthmann / R. Spiegelberger: *Essbare Wildpflanzen*, 2007.
J. Grimm: *Deutsche Mythologie*, ND 1981.
Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Bd. XX/2, 1950.
W.-D. Storl: *Heilkräuter und Zauberpflanzen zwischen Haustür und Gartentor*, 2000.

Vom Ei

Märchen, Mythen, Zaubereien

Im hohlen Raum so schläft-
eine Sonn' zu erfahre'n die Welt.
Versteckt wachsend, sich dehnt-
bis ein Zahn durchbricht die Stille-
mit Wille
und mit Leben sie erhellt.

Ziemlich jung war ich, als ich das Experiment startete, was wohl viele Kinder vor und nach mir probiert haben, nämlich ein Ei auszubrüten. Inspiriert von der Natur, Opas Hühnern und gewissen Kinderfilmen versuchte ich es auf unterschiedlichste Weisen. Ich baute ein Nest aus Decken, später stellte ich Mamas Rotlichtlampe darüber und bei einem noch späteren Versuch trug ich das Ei unter einer Achsel mit mir herum. Alle Anstrengungen blieben fruchtlos. Aber ich wusste doch, dass aus einem Ei Leben entsteht!

Der Hergang der Fortpflanzung war lange Zeit ein Mysterium. Während die Paarung relativ öffentlich stattfindet, so geschieht das Gebären oft im Geheimen und dass ein Zusammenhang zwischen diesen Dingen besteht, wurde auch erst recht spät erkannt und bewiesen.
Die Lebendgebärenden ziehen sich, wenn es soweit ist, zum eigenen Schutz zurück. Vielleicht entstanden nicht zuletzt deshalb viele Mythen um unsterbliche oder sich aus sich selbst erschaffende Tiere, da man den Geburtsprozess nie gesehen hat. Bei den Eiern ist es etwas anderes. Diese werden zwar auch so weit wie möglich an geschützten Plätzen gelegt, aber dort liegen sie eine Weile, werden vielleicht entdeckt und beobachtet, bis ein neues vollständiges Wesen der Schale entwächst. Dadurch ist das Ei zu dem globalen Symbol für Fruchtbarkeit geworden; sichtbar, aus lebloser Materie, entsteht fühlendes Leben.

Im Anfang war das Ei

Beim Ei weiß ich überhaupt nicht, wo ich beginnen soll.
Herunter gebrochen auf eine einfache Form, ist das Ei für mich ein Oval (von lat. *ovum*- Ei). Wenn der Kreis der ruhige Raum ist, der alles umfasst und in seinem Mittelpunkt konzentriert, so ist das Oval bewegter. Der konzentrierte Punkt liegt nicht mehr im Mittelpunkt des Kreises, sondern auf dessen Bahn. Er ist aus dem Gleichgewicht, beginnt zu schwingen, zu rotieren, bewegt sich die Bahn des Kreises entlang, mit zu- und abnehmender Geschwindigkeit. Es entstehen Ovale und Ellipsen, die auch die Bahnen unseres Planeten bilden, des Punktes auf dem wir leben und wo immer neues Leben entsteht.

In der deutschen Sprache gibt es eine für mich auch interessante Analogie für das Leben aus dem Ei/All. Für die Pythagoräer galt der Satz „Alles ist Zahl" und auch Kabbalisten und andere philosophische Strömungen und Religionen erdachten beziehungsweise erfuhren den Aufbau der Welt in Zahlenwerten, Worten und Lauten und der Kombination aus alldem.
Unsere Ziffer Null gleicht einem Ei. Für die Kabbalisten ist sie das Universum oder das große Nichts. Alle Möglichkeiten sind darin enthalten. Als nächstes folgt die **EI**ns. Sie bedeutet Einheit. Sie enthält nur sich selbst. Wenn alles Eins ist, gibt es nicht das Andere und somit keine Existenz. Denn ohne ein Gegenüber, einen Spiegel, einen Beobachter oder einen Vergleich ist das Eine unzählbar, zählt also nicht ... oder Alles, je nachdem, wie man es betrachten möchte. Erst sobald eine Trennung stattfindet, die Eins zur Zwei- und das Ei sich teilt, beginnt die wahre Schöpfung. Das klappt natürlich nur mit der deutschen Sprache so gut, aber ich habe mich doch sehr über diese passende Sprachspielerei gefreut.

Ei-Schöpfungsmythen

Der älteste uns überlieferte, auf das Ei bezogene Schöpfungsmythos stammt aus Indien; die *Brahmāṇda Purāṇa*.
Brahman, was übersetzt soviel bedeutet wie „heiliges Wort", ist die Urkraft aus der alles entsteht. Brahman ist unendlich, allumfassend und gestaltlos und wird so als Schöpfung und Universum angesehen. „Aṇda" bedeutet Ei, also ist Brahmāṇda das Schöpfungsei.
Hiranyagarbha, einer in der Rigveda[1] beschriebener Schöpfergott, erfährt durch verschiedene Zeiten und Überlieferungsschulen Gestaltänderungen. Manchmal ist er ein goldener Embryo in dem Ei, der durch sein „Schlüpfen" und das Zerteilen des Eis Erde und Himmel schuf. Dann ist er wieder selbst das goldene Ei, welches neben der Schale, die Himmel und Erde bilden, auch noch die Sonne als Dotter enthält und entlässt. Er hatte die Macht über alle Götter, doch nicht lange und er musste seinen Platz als Schöpfergott an Brahma abtreten.

Etwas verworrener aber etwa zur gleichen Zeit wurde das Ei in Ägypten als Weltursprung gesehen. Nur war es nicht das Ei selbst, was erschuf. Es musste immer von irgendeiner bestehenden Gottheit gelegt, geteilt und bebrütet werden. Es gibt überlieferte Geschichten, die von dem „großen Schnatterer", der himmlischen Gans sprechen Sie soll auf dem von dunklen Wassern umgebenen Urhügel ein Ei gelegt haben, aus dem der Sonnengott Re geschlüpft sei. Die Stadt Hermopolis (ägypt: Chemenu) erhebt den Anspruch, auf eben diesem Hügel entstanden zu sein, aber andere Städte beanspruchen diese Ehre ebenfalls für sich. Andere Mythen erzählen von dem Ei, was direkt aus den dunklen Wassern geboren wurde und bei seinem Zerbrechen die Sonne freiließ, die in der Dunkelheit gezeugt wurde. Auch die Version, dass das Ei die Luft in die Welt entließ, den ersten Atem, der den Raum zwischen Himmel und Erde füllte und somit Raum zum Leben erschuf, wird erzählt.

Im alten Griechenland geht es mit den Ei-Mythen munter weiter. Auch hier änderte sich wie in Ägypten die Vorstellung von der Geburt der Welt.
Die Orphiker, eine religiöse Strömung um 600 v. u. Z., deren Lehren sich auf den mythischen Gott Orpheus gründen, erzählen von einem Ei, welches von Nyx, der Nacht, in den Tartarus gelegt wurde und dort den Lichtgott Phanes hervorbrachte. Eine andere Version spricht davon, dass aus dem Weltenei das Licht (Phanes) und die Dunkelheit (Nyx) entstanden.
Eine weitere erzählt von Chronos, der Zeit, welche das Ei erschuf. Aus jenem Ei schlüpfte wieder Phanes, der die beiden Elemente Chaos und Äther schuf und so erst das Leben möglich machte.

[1] älteste überlieferte Religions-/Wissensschrift, ca 1200-1000 v. u. Z.

Überall auf der Welt finden wir in Schöpfungsmythen das Ei, so auch in China, Phönizien, bei vielen indigenen Völkern Nordamerikas und in Afrika, um nur einige zu nennen.

Relativ bekannt ist das Symbol der Schlange, welches sich um ein Ei schlingt. Die Schlange ist in diesem Bild die orphische Göttin Ananke, sie ist die Personifizierung des Schicksals, und zwar jenes, welches nicht zwischen Recht und Unrecht unterscheidet. Für sie zählt alles gleich und damit bildet sie wohl auch einen passenden Rahmen für das Weltenei.

Alchemie und Crowley-Tarot

Beim Betrachten des Crowley-Tarots sind mir auch die Eier aufgefallen. Das Ei und auch das von einer Schlange umwundene Ei sind Symbole, die in der Alchemie verwendet werden. Während die Schlange die Materie und damit auch die vom Erfolg ablenkende Macht symbolisiert, steht das Ei für die transformierende Kraft und den Mittelpunkt der Seele.
Eine sich um etwas windende Schlange stellt aber immer auch einen Schöpfungsprozess dar. Gleich dem Ourobourus schützt und erneuert sie. Das Ei tritt im Crowley-Tarot in verschiedenen Ausführungen auf. Im „Magier“ ist es geflügelt und flattert um die Gestalt herum, sowie alle anderen magischen Gegenstände. Es stellt somit die Möglichkeit zur Transformation, zum Erkennen des eigenen Selbst und zur Schaffung neuen Lebens dar, ist aber sehr flüchtig. In den „Liebenden“ ist es ebenfalls geflügelt, aber von einer Schlange umwunden. Die Flügel werden von den zwei Knaben und zwei alchemistischen Tieren durch ihre Füße am Boden gehalten. Erkenntnis und Schöpfung wurden so „auf den Boden der Tatsachen“ geholt, sind aber dazu in der Lage sich zu verflüchtigen, wenn die Umstände sich ändern; die Flügel also freigelassen werden. Auch nehmen die Protagonisten dieses schöne Hochzeitsgeschenk gar nicht wahr. Der „Eremit“ macht sich im Gegensatz dazu bewusst auf den Weg zum orphischen Ei, zu Wissen und Erkenntnis, welche für ihn auch den einzigen Ausweg aus dem Kornfeld bedeuten. Zu guter Letzt sehen wir das Ei in der Karte „Kunst“. Es befindet sich dort versteckter, aber dafür in seiner schöpferischsten Form. Zunächst einmal wurden eiförmige Gefäße für die alchemistische Kunst benutzt. Die Metalle, die sonst in der Erde lagern, werden im Ei gewandelt. Das Ei übernimmt anstelle der Erde die Funktion der Gebärmutter. Auf der Karte sieht man ein halbes goldenes Ei, welches als Reaktionsgefäß dient. Der goldene Hintergrund bildet zusammen mit dem Gefäß eine Eiform in der zu lesen ist: „Visita Interiora Terrae Rectificando Invenies Occultum Lapidem“ („Suche das Innere der Erde auf, durch Kontrolle wirst Du den Verborgenen Stein finden“).
Das Wort „Kontrolle“ wurde auch häufig mit „Läuterung“ also einem in der Metallurgie geläufigen Begriff für die Stofftrennung gleichgesetzt.
Da haben wir wieder das Ei: Symbol der Gebärmutter und der Erde, welches durch Trennung seinen goldenen Kern offenbart, die Prima Materia, das reine, pure neue und ewige Leben.

Märchen und Sagen

Das Ei begegnet uns auch in vielen Märchen. Die Geschichte ist dabei oft ähnlich: Arme Menschen, die eine Prüfung bestanden haben, bekommen silberne oder goldene Eier geschenkt oder besondere Tiere, die solche Eier legen. Dabei stehen die Eier auch für den goldenen, reinen Kern, den diese Menschen besitzen und dadurch zu Glück und Reichtum kommen. Die bekannteste Geschichte ist wohl das Märchen von der goldenen Gans. Neben diesen Geschichten gibt

es aber auch viele, in denen die Antagonisten ihre Seele, ihr Selbst oder Herz in ein anderswo gelagertes Ei verstecken um so unsterblich und unverwundbar zu sein. So macht es zum Beispiel der russische Koschtschei. Seine Seele befindet sich auf einer Nadel, welche in einem Ei, was in einer Ente, die sich wiederum in einem Hasen befindet, liegt. Der Hase ist in einer Kiste eingesperrt, welche unter einer Eiche auf einer einsamen Meeresinsel vergraben ist. Koschtschei taucht in verschiedensten Märchen auf.
In dem Fall der goldenen Gans ist das Ei Symbol des Glücks, Reichtums aber eben auch des inneren guten Kerns des Menschen, während es im Fall von Koschtschei die Funktion des Lebenbewahrens erfüllt. Meist ist das Ei in diesem Fall aber zu einer kalten Schale verkommen. Denn nur wer sein Herz und seine Seele in seinem Inneren trägt und nicht irgendwo versteckt, kann Liebe erfahren.

Ei- Zauber

Am Fall Koschtscheis sehen wir, dass das an sich lebensbejahende Symbol des Eis auch für düstere Ziele eingesetzt werden kann.
Jedem Leser dürfte klar sein, dass das Ei ein Fruchtbarkeitssymbol ist, daher möchte ich nicht weiter auf Fruchtbarkeitsriten und -zauber die irgendwie, irgendwann alle möglichen Eier verwenden, eingehen. Ihr könnt euch vorstellen, dass das sehr umfassend ist und in fast jedem Dorf unterschiedlich gehandhabt wurde. Zauber funktionieren umso besser, je einfacher und verständlicher die Symbolsprache ist. Ein Ei bedeutete schon immer Fruchtbarkeit und es war eines jener Zaubermittel, die überall und zu jeder Jahreszeit verfügbar waren.
Eier von Tieren, die von sich aus eine Unglück bringende Bedeutung hatten oder schwarz waren, konnten gut für Schadenszauber verwendet werden. Natürlich kann man auch einfach warten, bis ein einstmals fruchtbares Ei faul geworden ist. Wenn man dieses dann zum Beispiel unter Nachbars Viehweide vergräbt und ein bisschen flucht, sollte das ausreichen, um das Herdenwachstum zu stoppen.
So wurden faule oder schwarz gefärbte Eier auch für Abtreibungen verwendet. Manchmal geschah das mit, manchmal ohne Wissen der Schwangeren.
Plinius der Ältere meinte, dass eine Schwangere, die ein Rabenei verzehrt, durch den Mund gebären müsse. Es kommt von seiner Annahme, dass Raben sich über das Schnäbeln befruchten und somit auch die Eier durch den Schnabel legen würden. Daher sollten Schwangere vorsichtig sein, welche Eier ihnen zum Essen angeboten würden.
Außerdem ist das Ei als Fruchtbarkeitssymbol auch immer wieder als Aphrodisiakum benutzt worden, für Männer und Frauen gleichermaßen.

Ein goldenes Ei schenkt also Leben und Erkenntnis, ein faules Ei Tod oder zumindest Übelkeit. Das Ei ist ein archetypisches Symbol für Fruchtbarkeit und Erneuerung, das schon im Neolithikum die Höhlenwände schmückte. Es ist vielleicht nicht vielfältig aber dafür einfach, allumfassend und global. Mit meinem Küken hatte es ja leider nicht geklappt, aber dafür brüte ich gerade auch schon über andere Dinge.

Arminte

Quellen:
P. F. A. Nitsch: *Neues mythologisches Wörterbuch*, 1821.
The Archive for Research in Archetypal Symbolism, 2011.
F. Graf: *Der ägyptische Glaube*, Band III; Ägyptische Amulette, Perlen, Mythologie und das alltägliche Leben, 2012.
C. Plinius Secundus d. Ä.: *Naturkunde*, hg., übers. u. kommentiert von R. König / G. Winkler, 1973-1997.

Shinto

Die Yokai gestern und heute

Hiermit werde ich die Serie über Shintō mit einem letzten Artikel über die Yokai abschließen. Nach den vorangegangenen Artikeln sollte dem gewogenen Leser bereits deutlich vor Augen gebracht worden sein, wie groß und vielfältig die Menge der japanischen Geistwesen ist. Viele von ihnen sind unheimlich und man sollte sich vor ihnen in Acht nehmen. Doch einige der Yokai sind auch Segen bringende Wesen und jeder, der ihnen begegnet, kann sich glücklich schätzen.

Der Glücksvogel Hō-ō

Der *Hō-ō* ist in verschiedenen Formen auch in anderen Kulturen zu finden und dort am ehesten mit dem *Phönix* zu vergleichen. In China heißt dieses Wesen *Feng Huang* und hat einen ähnlich hohen Symbolgehalt, wie in Japan. Es repräsentiert in Japan die Sonne, das Feuer, Gerechtigkeit, Tugend, Reinheit und die kaiserliche Familie, insbesondere die Kaiserin. Der friedliche Vogel besitzt ein strahlendes Federkleid in den Farben der fünf japanischen Elemente, weiß, schwarz, rot, gelb und blau. Er hat auch fünf besonders lange Schwanzfedern, welche sicherlich ebenfalls einen Hinweis auf das Gleichgewicht zwischen diesen Elementen und den zugehörigen Eigenschaften oder auch Tugenden liefern. Die sonstigen Beschreibungen dieser Kreatur sind ein wenig sonderbar. Immerhin soll der Hō-ō den Schnabel eines Hahns, den Kiefer einer Schwalbe, den Kopf eines Fasans, den Hals einer Schlange, die Rückseite einer Schildkröte und die Beine des Kranichs besitzen.
In Japan ist der Hō-ō trotz seines sonderbaren Aussehens eines der meistverehrten Tierwesen und wird als zutiefst heilig angesehen. Nur wenigen Menschen ist es vergönnt einem Hō-ō jemals zu begegnen.
Da der Hō-ō so ein friedliebender Vogel ist und niemals einem anderen Wesen schaden würde, isst er Bambus und Samen. In unruhigen Zeiten und im Krieg wird man einen Hō-ō niemals zu Gesicht bekommen, es sei denn er kündigt den nahenden Frieden und eine neue Ära an. Es wird berichtet, dass, sobald ein solch mystisches Wesen fliegt, sich der Wind legt und alle Tiere im nahen Umkreis zur Ruhe kommen. Heute ist er ein gern genutztes Symbol, welches man als Schmuck auf Kimonos, in Tempeln und auf Kunstgegenständen findet.
Früher war der Hō-ō nicht nur ein Vogel, sondern es gab den männlichen Hō und den weiblichen ō und die beiden Tiere wurden gemeinsam als Symbol für Yin (weiblich) und Yang (männlich) und die vollkommene Harmonie zwischen diesen Kräften angesehen. Mittlerweile wurden die Namen der beiden Vögel zu einem einzigen zusammengefügt, welcher jetzt als weiblicher Yokai gilt. Ihm gegenübergestellt wird ein anderes mystisches Wesen, welches ebenfalls als Glück bringend gilt.

Der mächtige Drache Tatsu

Die heutigen japanischen Drachen sind ein Zusammenschluss aus chinesischen und indischen Mythen mit den einheimischen Wassergottheiten des prähistorischen Japan. Um die chinesischen von den japanischen Drachen zu unterscheiden, gibt es nicht viele Möglichkeiten. Es wird aber gesagt, dass die japanischen Drachen statt fünf nur drei Zehen hätten.
Drachen werden in Japan auch als *Nihon no ryū* bezeichnet, *Tatsu* ist die ältere indigene Bezeichnung. In Japan werden die Wesen dem Wasser zugeordnet und gelten als magische Tiere. Häufig findet man Drachenfiguren bei Brunnen am Eingang von Tempeln oder Schreinen. Außerdem werden auch manche Flüsse in Verbindung mit den göttlichen Drachen gebracht, wie zum Beispiel der *Tenryū.* Natürlich können Drachen als Herrscher über das Wassers auch eine Gefahr darstellen und Naturkatastrophen heraufbeschwören. Grundsätzlich sind sie jedoch Glückstiere und das Verhältnis der Japaner zu Drachen ist ein positives, von Respekt geprägtes.
Drachen vereinen in sich die Schuppen von Fischen und Schlangen, die Klauen und Flügel von Vögeln und die Zähne und Pranken von Tigern. Flügel besitzen sie japanischen Drachen nicht, doch sie können dennoch fliegen und werden auf Bildern häufig von Wolken umweht dargestellt. Außerdem haben sie oft Hörner und Fühler, welche ebenfalls Symbol ihrer Stärke und Feinfühligkeit sind. Drachen können jedoch auch menschliche Gestalt annehmen, wie wir in folgender Geschichte hören:
Der Drachenkönig lebte am Grunde des Meeres in seinem Palast. Eines Tages kam der Urenkel der Sonnengottheit und besuchte diesen Palast. Er verliebte sich in die leuchtende Perlenprinzessin, die Tochter des Drachenkönigs, heiratete sie und nahm sie mit hinauf auf die Erde. Als sie das gemeinsame Kind gebar, nahm sie ihre ursprüngliche Gestalt an und war zutiefst beschämt, als ihr Mann sie so erblickte. Sie verließ ihn und kehrte zum Grunde des Meeres zurück.[1]
Die Legende belegt die Abstammung der Kaiserfamilie von der Sonnengottheit *Amaterasu* und vom Drachenkönig. Damit wurde deren herrschaftlicher Anspruch gleich doppelt abgesichert.
Die Grenzen zwischen Drachen und Schlangen sind fließend und es ist nicht ganz klar, ob hier wirklich Unterschiede auszumachen sind. In der achtköpfigen Schlange *Yamata no Orochi*, welche vom Kulturheros *Susanoo* besiegt wird, zeigen sich die negativen Eigenschaften des Yokai. Die gesamte Geschichte erinnert an die europäischen Sagen von Drachenkämpfern, wie jene von Siegfried oder dem heiligen Georg. Offenbar wurden sowohl Schlangen, als auch Drachen in Japan verehrt, denn noch heute opfert man einer Schlangengottheit im Miwa-Schrein rohe Eier, da diese für Schlangen eine besondere Delikatesse darstellen sollen. Im *Ryūjin shinkō*, einer besonderen Form des Shintō, werden Drachen als Wasserkami verehrt und in Ritualen gebeten für gutes Wetter zu sorgen, die Landwirtschaft zu begünstigen und Glück beim Fischfang zu bringen.
Laut mancher Geschichte sind Phönix und Drache Feinde, wie auch in Indien der Vogelmann *Karura* der Todfeind der Nagas ist. Andere Mythen berichten davon, dass Tatsu und Hō-ō ein Paar sind. Während der heilige Vogel der Kaiserin zugehörig ist, symbolisiert der Drache den Kaiser. In jedem Fall stehen die Wesen wohl für zwei gegensätzliche Kräfte, auch wenn nicht zu hundert Prozent geklärt werden kann, ob sie sich bekämpfen oder ergänzen.

Das japanische Einhorn

Neben dem Phönix, dem Drachen und der Schildkröte, welche hier nicht näher behan-

1 Frei erzählt nach Mori Mizue: „Ancient and Classical Japan: The dawn of Shinto.“ In: I. Nobutaka (Hg.): *Shinto: A Short History*, 2003, S. 12-62.

delt werden sollen, gibt es auch noch das *Kirin*, oder chinesisch *Quilin*, welches zu den vier Wundertieren zählt. Auch wenn das Kirin oft mit einem Einhorn verglichen wird, so ist es doch allein das Horn, welches zu dieser Verwechslung führen konnte. Denn ansonsten gibt es äußerlich wohl kaum Ähnlichkeiten. Übersetzt bedeutet Kirin „Drachenpferd“. Der Pferde- oder Hirschkörper ist mit Schuppen überzogen und der Kopf ähnelt dem eines Drachen und hat ein gebogenes Geweih mit einem oder zwei Hörnern. Später kamen manchmal noch ein Ochsenschwanz, eine Mähne und ein Karpfenbart hinzu. Interessanterweise wird das Schriftzeichen für Kirin auch für das Wort „Giraffe“ genutzt. Es ist davon auszugehen, dass die Japaner, als sie eine Giraffe das erste Mal sahen, so überrascht über das wundersame Aussehen dieses Tieres waren, dass sie es mit ihrem Kirin verglichen und ebenso benannten.
Wie die meisten der japanischen Glückstiere kündigen auch die Kirin freudige Ereignisse an und werden als heilig verehrt. Im Vergleich zu den Drachen sollen sie etwas friedlicher sein und verkörpern deswegen Liebe, Friedfertigkeit und Güte. In ihrem Verhalten sind die Kirin dem Hō-ō ähnlich, denn auch sie würden keinem anderen Wesen aus bösem Willen schaden. Stets achten sie auf ihren Tritt und nur in äußersten Notfällen, wenn sie bedrängt werden, setzen sie sich zur Wehr, indem sie heiliges Feuer speien. Die Kirin gelten als Vorzeichen für einen weisen Führer und großen Herrscher und so ist es nicht verwunderlich, dass sie nicht nur an Tempeln und Schreinen, sondern auch auf den Gewändern von japanischen Höflingen und früheren Politikern zu finden sind.

Der Traumfresser

Als letztes möchte ich nun noch ein besonders interessantes Wesen beschreiben, den *Baku*. Er haust in den tiefsten Wäldern. Der Baku ist wohl das seltsamste der heiligen Tiere im Shintō. Mit dem Körper eines Bären, dem Kopf eines Elefanten, Augen eines Nashorns, Tigerbeinen und einem Ochsenschwanz ist seine Gestalt eine sonderbare Erscheinung und gleicht eher einem Monster. Dennoch ist der Baku ein Beschützer der Menschen. Seine unglaublichen Kräfte benutzt er nur selten, um sich gegen die Menschen zu verteidigen. Früher war das wohl notwendig, denn damals wurde er angeblich wegen seines Felles gejagt. Im Normalfall hilft er den Menschen und vertreibt böse Yokai und Dämonen. Das Chimärenwesen wird umgangssprachlich auch als Traumfresser bezeichnet, denn es kommt im Schlaf, um die Träumer vor Alpträumen zu bewahren. Diese sind seine Nahrung und die Menschen sehen im Baku einen Schutzgeist. Wacht ein Kind in Japan auf, weil es einen schlechten Traum hatte, so weiß es, was zu tun ist. Es umarmt dann sein Kissen und flüstert dreimal „Komm Baku-san, friss meine bösen Träume!“ Wenn der Baku das hört und der Bitte Folge leistet, so wird er im Zimmer erscheinen und alle Alpträume mit seinem Rüssel aufsaugen. Doch es ist Vorsicht geboten, denn wenn der Baku sehr hungrig ist, dann kann er auch die guten Träume, die Hoffnungen, Sehnsüchte und Wünsche fressen und man fühlt sich anschließend leer und hohl, wie eine ausgesaugte Hülle. Offenbar war auch den Japanern schon bewusst, dass Gutes und Schlechtes nur nebeneinander existieren können und somit auch die Kräfte des Baku eine Kehrseite haben müssen. Trotzdem verehren sie ihn als ihren Beschützer. Sie tragen Amulette mit seinem Namen und erhoffen sich davon Glück und Gesundheit. Früher war es sogar üblich das Schriftzeichen auf Kopfkissen und Decken zu sticken, damit die bösen Träume oder Krankheiten, welche von Dämonen ausgelöst wurden, fern blieben. Tempeltüren und Dächer waren und sind mit seinem Furcht erregenden Bild geschmückt. Auf diese Weise wur-

de der Baku verehrt. Irgendwann, als die Menschen den Baku noch jagten, um an sein Glück bringendes Fell zu gelangen, stellten sie fest, dass sie mit dieser Methode den Bedarf an Fellen nicht decken konnten und gingen dazu über sein Bild auf Wandschirme zu malen und seinen Namen als magisches Hilfsmittel zu nutzen. Dadurch sollte die Kraft des Baku ebenso erweckt werden, wie durch sein Fell. Eine praktische Möglichkeit, vor allem da der Baku fortan seine Ruhe hatte vor den gierigen Jägern. Und ist es nicht genau das Gleiche, was viele Magier heute tun, wenn sie Sigillen nutzen oder Fetische herstellen? Auch diese sind letzten Endes nur ein Symbol für eine größere Sache, die nur schwer greifbar oder eben nicht verfügbar ist.



Baku, Zeichnung von N. Tekisai (1666)

Laut einer Legende entstand der Baku am Ende der Schöpfung, als bereits alle anderen Dinge erschaffen waren, aus all den liegen gebliebenen Kleinigkeiten, die noch übrig waren. So kam er zu seinem bizarren und gruseligen Aussehen und ist dennoch ein Liebling der Götter und Menschen. Durch die unheimliche Ähnlichkeit wird das Schriftzeichen für Baku auch für den Tapir genutzt. Es ist nicht mehr festzustellen, ob der Baku vor dem Tapir in Japan bekannt war. Manche behaupten, einst brachte ein Seemann Geschichten von einem seltsamen monströsen Tier mit nach Japan, wo sie dann zur Legende des Baku weiterentwickelt wurden. Andere sind der Meinung, dass der Baku aus einer Verwechslung mit einem anderen mysteriösen Wesen, dem *Haku-Taku*, entstanden sei, welchem er zum Verwechseln ähnlich scheint.
Viele Yokai sind im modernen Japan bereits verblasst, doch der Baku stellt immer noch ein beliebtes Motiv dar, obwohl er sich in seinem Aussehen von dem chimärenartigen Monster mehr und mehr zu einem harmlos wirkenden Tapir entwickelt hat. Heute findet ihn jedes Kind als Träume fressenden *Traumato* unter den Pokémon. Doch seine ursprüngliche Geschichte ist sicher nur noch wenigen Japanern bekannt.

Exkurs: Die Yokai in der Popkultur Japans - Fluch oder Segen?

Wie bereits anhand der Figur des Baku gezeigt, haben die Japaner nach wie vor eine Vorliebe für seltsame Gestalten und Monster. Einige der Yokai konnten sich dadurch in die heutige Zeit retten. Doch vieles von ihrer geheimnisvollen und Ehrfurcht gebietenden Art ist dabei verloren gegangen. Deswegen frage ich mich, ob man diese Tatsache wohl als Fluch oder doch eher als Segen bewerten könnte. Werfen wir einen Blick in die Popkultur Japans.

Die Japaner lieben Horrorfilme. Wer kennt nicht ihre seltsamen Monster *Godzilla*, *Mothra* und *King Ghidorah*? Wer hat sich bei der japanischen Fassung von „The Ring“ nicht gegruselt? Viele der Filme wurden amerikanisch adaptiert und in eine für den Westen verständliche Sprache umgewandelt. Damit ist nicht nur das gesprochene Wort gemeint. Japanische Horrorfilme erscheinen uns oft seltsam und unverständlich, denn sie

erfordern einfach ein anderes kulturelles Hintergrundwissen. Ihren Ursprung haben viele Horrorfilme in den Kaidan-Filmen. Diese basierten in der Regel auf mysteriösen Erzählungen aus der Volkstradition und den Geschichten des Kabuki-Theaters. Schon früher sah man es in Japan als besondere Kunst an, den Zuschauern oder -hörern einen Schrecken einzujagen, um sie damit von der Sommerhitze abzulenken. Vielleicht erinnern sich einige Leser auch noch an die *Ao-Andon* aus dem ersten Yokai-Artikel, welche durch die Erzählungen von Geistergeschichten beschworen werden sollte.

Die Tradition, den Zuschauern einen kalten Schauer über den Rücken zu jagen, wurde mit den japanischen Kaidan-Filmen fortgeführt. Das Ziel solcher Filme ist jedoch nicht immer nur den Zuschauern einen Schrecken zu bereiten, sondern kann auch sein, eine lustige, seltsame oder mysteriöse Geschichte vorzutragen. Oft ist es genau das, was uns aus dem Westen verwirrt, da wir mit dieser Erzähltradition nur wenig anzufangen wissen. Auch wenn die Faszination für das Gruselige und Mysteriöse manchmal abklingt, so erlischt sie nie ganz und wie die Flut nach der Ebbe zurückkehrt, so kann man sicher sein, dass auch die Begeisterung für ihre Volksgeschichten und die Yokai die Japaner regelmäßig wieder ergreifen wird.
Doch auch an anderer Stelle finden wir die Spuren der Yokai, zum Beispiel in Animefilmen, welche nicht selten für Kinder gedacht sind.

Ein berühmter Vertreter dieser Filmzunft ist Hayao Miyazaki. Er greift die Idee der magischen Wesen in der Natur häufig auf und schafft eine fantastisch erscheinende Welt, die der menschlichen Alltagswelt gegenübergestellt wird, ganz so, wie es im Shintō üblich ist. Nicht in allen seiner Figuren kann man geschichtliche Vorlagen entdecken. Miyazaki schafft auch seine eigenen Yokai, welche zum Teil aber durchaus mit den existierenden in Konkurrenz treten können. Wir finden bei Miyazaki den lustigen *Totoro*, die *Rußbolde*, welche den Schmutzmonstern *Keukegen* ähnlich sind („Mein Nachbar Totoro“), rachsüchtige Tieryokai in der Form von Schweinen, Affen und Wölfen, sowie die Baumgeister und den Herren des Waldes, welcher die Gestalt eines Kirins hat („Prinzessin Mononoke“). Einer seiner Filme dreht sich vollständig um die Gestaltwandler *Tanuki*, welche neben den *Kitsune* die bekanntesten in Japan sind („Pom Poko“). Selten jagen diese Monster einem noch einen Schrecken ein und sind teilweise auf eine sehr menschliche Ebene hinab geholt worden. Sie werden als lustig, als humorvoll, als fehlerhaft, allenfalls noch als geheimnisvoll dargestellt. Doch dadurch werden sie auch greifbar und verständlich für uns, die wir mit den Yokai doch oft nur wenig anfangen können, da sie uns zu absonderlich und zu weit weg erscheinen.

Auch in dem bereits angesprochenen Spiel Pokémon spiegelt sich die Vorliebe der Japaner für schreckliche oder niedliche Monster wieder. Bereits nach kurzer Suche stieß ich hier auf den Vogel *Ho-O*, die Riesenschnecke *Sazae-Oni*, die als Pokémon *Slow Poke* heißt, und das Pokémon *Mawila*, welches eine sehr niedliche Abwandlung der der ursprünglichen Gestalt *Futakochi-onna* mit ihren schlangengleichen Haaren ist.

In zahlreichen Animeserien finden sich ebenfalls Yokai, die zum Teil aus den geschichtlichen Überlieferungen übernommen und der Neuzeit angepasst wurden. Wir finden jede Menge Fuchsdämonen und Katzenyokai, zum Beispiel in den Serien „Naruto“ oder „Inuyasha“. In „12 Kingdoms“ begegnet einem sehr bald die Gestalt des *Keiki-yoko*, der eindeutig ein Kirin ist und bei dem der Gestaltwandel ebenso thematisiert wird, wie bei *Rakushun*, der sich abwechselnd als Mensch und als Ratte zeigt. Das Kirin ziert heute als Logo eine Biermarke, die *Neko* finden wir als winkende Katze wieder und in einigen Super-Mario-Spielen kann der Spieler mit dem Tanuki-Anzug fliegen und mit seinem Schwanz die Feinde attackieren.

In der Popkultur zeigen sich im Großen und Ganzen zwei Trends. Obwohl Grusel- und Horrorfilme sowie schreckliche Monster nach wie vor ihren Platz in dieser Welt haben, so ist in neuerer Zeit doch vor allem die Verniedlichung der einstmals Furcht erregenden Figuren zu beobachten.
Wer kennt nicht die süßen Hello-Kitty-Gestalten und andere japanische Maskottchen (*Kawaii*)? Jedes Ding bekommt in Japan ein Gesicht, sei es nun eine Kaffeetasse, ein japanisches Reisbällchen oder ein Toaster. All diese Dinge sind die Darstellung verniedlichter Yokai. Man erinnere sich an den ersten Yokai-Artikel, in welchem ich ausführlich über belebte Gegenstände berichtete, die durch die Häuser spuken und dort zum Teil Schaden und Unheil bringen. Warum tun die Japaner diesen einst so Furcht einflößenden, mysteriösen Wesen das an? Ich kann hier nur mutmaßen. Vielleicht zeigen sich in dem Trend zur Verniedlichung einfach neue Bedürfnisse, die kulturelle Vergangenheit beherrschen und kontrollieren zu wollen. Die Japaner haben es trotzdem geschafft auf diese Weise einen großen Teil ihrer Folklore zu bewahren. Hier existieren die Moderne und der alte Shintōglaube nebeneinander. Denn auch Shintō wird noch gelebt. Und die Yokai werden in der Moderne auf eine andere Art und Weise verehrt, aber warum sollten sie nicht auch daraus Kraft ziehen können?
Nicht alle Monster in Mangas und Animes können eindeutig den Yokai der alten Mythen zugeordnet werden. Es zeigt sich, dass die Entstehung „neuer Yokai“ nicht ausgeschlossen ist und sich der Shintōglauben so auch in der Popkultur noch auf seine eigene Weise fortsetzt und entwickelt. Trotz dem Trend zu Verniedlichung werden manche Yokai auch in der Neuzeit noch durch furchtbare oder zumindest Respekt einflößende Monster dargestellt. Selbst die Pokémon können kämpfen und so mancher Schuljunge hat sicher Angst vor einer besonders gefährlichen, weil starken Karte seines Gegners. Wie es auch aus anderen Kulturen bekannt ist, könnte es meiner Meinung nach auch in Japan so sein, dass manche der Yokai alte Götter sind. Über die Zeit wurden sie verunstaltet und zu dieser Art von Geistern und schließlich Figuren der Popkultur degradiert. Dennoch haben die mystischen Wesen es geschafft, sich auf die eine oder andere Art durch die Geschichte zu retten und in den Köpfen der Menschen als etwas Besonderes und manchmal auch immer noch Furcht einflößendes weiter zu leben. Ich finde, dafür haben Yokai und Japaner, egal wie sonderbar sie uns manchmal erscheinen, auf jeden Fall unseren Respekt verdient.

cLeo

Quellen (Stand Internetquellen 06/2014):

A.B. Mitford: *Das alte Japan. Sagen, Mythen, Märchen*, 2007.
L. Hearn: *Das Japanbuch*, 1919.
L. Hearn: *Gespenstergeschichten aus Japan*, 1978.
M. Meyer: *The Night Parade of One Hundred Demons: a Field Guide to Japanese Yokai*, 2012.
E. Schererer (Hrsg.): *Unheimlich prominent. Yokai und Yurei in der japanischen Kulturgeschichte*, 2012 .
http://www.univie.ac.at
http://hyakumonogatari.com/
http://www.onmarkproductions.com
www.Pokewiki.de

Magische Tische

In meinem heutigen Artikel schreibe ich über Tische. Im Alltag sind sie uns aus zahlreichen Sprichwörtern bekannt: Wenn jemand auf den Tisch gehauen hat, hat er sich durchgesetzt. Es wurde der betrogen, der über den Tisch gezogen wurde. Reinen Tisch machen bedeutet, etwas zu klären. Und sich an einen runden Tisch setzen bedeutet, dass jeder der Runde gleichberechtigt an einer Entscheidung mitwirkt - ganz so, wie die Ritter der Tafelrunde. Auch wenn der Tisch auf den ersten Blick ein einfacher Alltagsgegenstand zu sein scheint, gibt es viele Geschichten und Bräuche, die ihn zu etwas Magischem, ja manchmal sogar etwas Mystischem machen. Wir brauchen nur einen kleinen Schritt weiter zu gehen und an Altäre zu denken, an das Tischklopfen spiritistischer Séancen oder sogar an Regeln rund um den Tisch, die aus der Folklore entspringen. Schon sehen wir, dass der Tisch alles andere als ein profanes Stück Alltag ist.

Archäologische Funde ergaben, dass es bei den Germanen eine Art Essschüssel gab, die unserem heutigen Tisch ähnelte. Es war eine kleine hölzerne Platte, die vor jeden einzelnen gestellt wurde und gleichzeitig als Essschüssel diente. Aus diesem Grund gab es auch einen Bedeutungswandel von Begriffen wie Platte, Schüssel oder Scheibe hin zum Wort „Tisch“. Das heutige Wort stammt vom lateinischen *discus* ab, was soviel wie Wurfscheibe, Teller oder Platte bedeutet. Auch das englische *dish* hat den gleichen Ursprung und bedeutet Teller, Schale, Schüssel, aber auch Speise oder Gericht.
Das soll zur Begriffsklärung genügen. Denn nun möchte ich mich den Bräuchen um und zu dem Tisch zuwenden.

Bräuche und Aberglaube

Der Tisch ist schon früh der Mittelpunkt des familiären Lebens gewesen, vor allem wenn es um das Zusammenkommen zum gemeinsamen Mahl ging. Teil der Familie waren und sind aber nicht nur die Lebenden, sondern auch die Toten. Wie lange es schon üblich ist, dass Menschen sich zu verschiedenen Zwecken am Tisch versammeln, ist nicht belegt. Was nachgewiesen werden konnte, sind verschiedene Tischordnungen, die sich im Laufe der Zeit entwickelten. Dabei konnte es darum gehen, anhand der Sitzordnung den gesellschaftlichen Stand anzuzeigen oder den an der Zusammenkunft teilhabenden Geistern einen Ehrenplatz freizuhalten. Mancherorts wurde der Göttin Berchta und den Schicksalsfrauen ein Gedeck aufgelegt oder eine ganze Speise aufgetischt. Andere Geschichten berichten über ein Gedeck und Speisen für die Kobolde, Hausschmiede und andere Helfergeister.

Der Glaube, dass die Verstorben auch nach ihrem Tod noch Teil der Familie und Tischgemeinschaft sind, ist uralt und war in allen Gegenden Europas zu finden. Am Samstag wurde mancherorts sogar ein ganzer Geistertisch gedeckt. Mit „decken“ ist das Herrichten einer kompletten Mahlzeit für die Geister gemeint. Selbst in der Antike war der Geisterglaube rund um den Tisch schon geläufig. Essensreste, die unter den Tisch fielen, standen nach Meinung der Römer den Manen, also den Ahnengeistern zu und durften nicht wieder aufgehoben werden. Die Ahnengeister waren oft übellaunig, denn sie ärgerten sich darüber verstorben zu sein und wollten Teil haben an den Freuden des Diesseits. Sie verlangten nach Wein und Speisen, da sie in der grauen und freudlosen Unterwelt darben mussten. Wollte man ihrem Spuk und ihren Nachstellungen entgehen, durfte man die familiären Opferpflichten nicht vernachlässigen. Ähnliches wird von den slawischen und baltischen Völkern berichtet. Bei den Litauern und Letten war es noch im 18. Jahrhundert Brauch, Seelenmähler für die Verstorbenen am 2. November abzuhalten. Dabei wurde reich für die Toten aufgetafelt und das Essen anschließend an die Armen verschenkt. Die Kirche hielt von solchen Formen der Armenspeisung natürlich gar nichts, obwohl auch unter Christen das Totenmahl für die unter dem Tisch hockenden Seelen lange Zeit seinen Platz hatte. Doch nicht nur Verstorbene, sondern auch Kobolde, helfende Geister und andere Hausgenossen wollen ein Stück vom Kuchen abhaben. Legt man eine Gabel zusätzlich auf den Tisch, so kann man damit den helfenden Hausgeist zum Essen einladen. Diese Geste sollte uns nicht zuviel des Aufwands für die kleinen Kreaturen sein, die unser Heim wohnlich machen und uns den Haussegen bewahren helfen.

Apropos Haussegen: In einigen Dörfern war es beim Verkauf des Hauses Pflicht, Tisch und Bibel darin zu belassen, weil sie den heiligen Mittelpunkt des Hauses darstellten.
Andernorts wurde er mit Brot gedeckt zuerst ins neue Haus getragen, bevor dieser Akt als sogenannte *Tischruckete* mit einem Festmahl gefeiert wurde. Ähnliches kann man noch heute bei Umzügen beobachten: Der Tisch ist oft jener Gegenstand, der als erster kommt und als letzter geht.

Da dem Tisch so große Bedeutung zukommt, bringt es Unglück Schabernack damit zu treiben. Früher hieß es, dass man nicht darauf trommeln darf, weil man damit Elend heraufbeschwöre. Andererseits heißt es mancherorts aber auch, dass man unbedingt auf den Tisch klopfen sollte, um nicht verzaubert zu werden. Daher kommt der noch heute übliche Brauch dreimal auf Holz zu klopfen und dabei *toi, toi, toi* zu sagen. Mit diesem Klopfen bittet man die Hausgeister um ihren Schutz.

Weil eben jene Hausgeister unter dem Tisch wachen, haben viele Sachen auf dem Tisch nichts verloren. Der Same, der dort vor der Aussaat lag, geht nicht auf, genauso wenig wie der Teig, dessen Hefe dort einen Platz fand. Der Essig im Essigkrug verdirbt und Medizin verliert ihre Wirksamkeit, wenn man sie vor der Nutzung auf den Tisch setzt, glaubten die alten Römer. All diese Vorstellungen hängen damit zusammen, dass man meinte, die Hausgeister würden die betreffenden Dinge einfach aufzehren. Und das tun sie auch gern, denn Hausgeister sind nicht nur hilfsbereit, sondern spielen ihrem Hausherrn auch oft eigennützige Streiche. Lässt man Nahrungsmittel auf dem Tisch stehen und verlässt das Haus, machen sich die Geister darüber her und verzehren nicht nur die Essensreste sondern auch die Kräfte desjenigen, der den Tisch nicht abgeräumt hat.

Da dem Tisch so starke vitale Kräfte innewohnen, hat er natürlich auch mit dem Tod zu schaffen. Soll man ihn auch eigentlich nicht umstellen, da er das Zentrum und die Seele der Hausgemeinschaft ist, so gibt es doch eine Ausnahme: Ist ein Angehöriger verstorben und entschließt man sich zur häuslichen Aufbahrung, so soll der Platz des Tisches dafür der geeignete Ort sein. Hier sind die lebensspendenden Kräfte so stark, dass wir den Verlust angemessen überwinden können und dem Toten der Übergang in

die Anderswelt erleichtert wird. Quält sich ein Sterbender mit dem Tod und zieht sich der Todeskampf sinnlos in die Länge, soll das Umdrehen des Tisches helfen. Mit dieser Geste wird die Seele des Sterbenden verabschiedet und seine Gemeinschaft mit den Lebenden wird aufgelöst.
Da der Tisch das Zentrum des häuslichen Lebens zu sein scheint und allerhand Geister magisch davon angezogen werden, könnte man zu dem Schluss kommen, dass Tischgespräche nicht nur mit den Lebenden möglich sind.

Tischrücken

Mitte des 19. Jahrhunderts war der Okkultismus in Mode gekommen. Viele Interessierte besuchten spiritistische Sitzungen und machten ihre Erlebnisse und auch die dafür notwendigen Fähigkeiten publik. Vielen dürfte in diesem Zusammenhang die Praxis des Tischrückens beziehungsweise die Trapezomantie ein Begriff sein. Über einen Tisch hat ein Geist die Möglichkeit, sich mittels Verschieben des Tisches oder durch Klopf-Geräusche zu äußern und den Lebenden Mitteilungen zu machen. Der Tisch wird mit Hilfe der Teilnehmer durch vereinigtes Handauflegen in eine drehende und fortschreitende Bewegung versetzt.
Trotz seiner Beliebtheit im 19. Jahrhundert scheint es sich beim Tischrücken nur um die Wiederentdeckung alter magischer Kulte zu handeln. In der Antike kannte man beispielsweise eine Praktik, über welche die Menschen übersinnliche Kunde erhalten haben sollen. Dazu bediente man sich geweihter Dreifüße, ähnlich den kleinen leichten und vorzugsweise dreibeinigen Tischen, die zum Tischrücken verwendet werden sollten.

Wie das vonstattengeht, ist recht simpel. Die Teilnehmer, meistens drei bis fünf, setzen sich um einen runden Tisch und spreizen auf der Tischplatte die Hände so weit aus, dass sich die eigenen Daumen und die kleinen Finger mit denen des jeweiligen Nebenmanns berühren. Es wird sozusagen eine Kette gebildet. Die gleiche Kette kann auch unter dem Tisch gebildet werden, indem das linke Bein über das rechte des sich links befindenden Teilnehmers geschwungen wird. Somit wird auch gewährleistet, dass keiner schummelt. Dann wird ein Geist angerufen und alle warten ab, was nun passiert. Optimalerweise beginnt der Tisch zu zittern und sich schließlich zu drehen. Oder der Geist macht sich durch Klopfen bemerkbar. Ganz rational könnte man sagen, dass die Anspannung der gespreizten Hände durchaus in der Lage sein kann, solch einen leichten und kleinen Tisch in Bewegung zu versetzen. Aber ich habe da andere Erfahrungen gemacht, die dieser logischen Erklärung widersprechen.

Vor einigen Jahren beschloss ich das Tischrücken mit einigen Freunden auszuprobieren. Da nicht alle gleichermaßen Lust darauf hatten, blieben einige wenige im Nebenraum zurück. Die drei, die schlussendlich um den Tisch saßen, bereiteten alles entsprechend vor, begaben sich in Position und riefen einen Geist. Nach der ersten Aufforderung, er solle sich durch ein Klopfzeichen bemerkbar machen, passierte nichts. Genauso wenig konnten wir nach der zweiten Aufforderung erleben. Als selbst nach der dritten Aufforderung immer noch Stille herrschte, brachen wir das Experiment ab, ließen alles stehen und verließen den Raum. Niedergeschlagen wegen des Fehlschlags wurden wir von den Leuten im Nebenzimmer beglückwünscht, da ja offensichtlich alles geklappt hätte. Natürlich gab es da verwunderte Gesichter unsererseits. Für die Leute im Nebenraum waren im Laufe dieser kurzen Sitzung drei sehr laute Schläge zu vernehmen gewesen.
Eine ähnliche Geschichte erzählte mir eine Bekannte über einen Versuch des Tischrückens. Die Teilnehmer wunderten sich, dass

plötzlich die Polizei vor der Wohnungstür stand, nachdem die ganze Sitzung fehlgeschlagen war. Die Nachbarn hatten wegen des enormen Lärms die Ordnungshüter gerufen. Natürlich wussten die Tischrücker von nichts. Es war ja schließlich nichts passiert.
Wie man sieht, kann es funktionieren, wenn man es richtig anstellt. Eine Empfehlung wäre da aber noch zu geben. Die Verabschiedung oder Bannung des Geistes zum Schluss der Sitzung sollte nicht vergessen werden.

Opfertische und Altäre

Von alters her richten die Menschen Göttern und Geistern Opfer her. Opfertische gab es seit der Steinzeit, später in allen alten Hochkulturen von Babylon bis Ägypten. In der Antike wurden diese Bräuche nicht nur in den Tempeln zelebriert, sondern wurden auch zunehmend privater. In Rom beispielsweise hatte jedes Haus einen eigenen Altar und Opfertisch für die Hausgeister und Ahnen. Tempel oder Kulte bestimmter Gottheiten sah man erst mit der Aufstellung eines Speisetisches und eines Altars als gegründet an. Umgekehrt konnte man das Umstürzen eines Altars als böses Omen oder gar Aufhebung eines Kultes betrachten. Manifestierte sich im Haus ein böser Geist, so konnte man ihn vertreiben, indem man den Tisch umwarf und damit der Gastlichkeit ein Ende bereitete.
In unseren Landen bereitete man noch lange Zeit der Berchta ebensolche Opfertische. Diese sogenannten Berchtentische richtete man besonders zu bestimmten Feiertagen wie Allerheiligen, Allerseelen oder Weihnachten her. Diese Tage galten und gelten als unsichere Zeiten, in denen Berchta mit ihrem Heer aus wilden Dämonen und ruhelosen Seelen durchs Land zieht. Dabei prüft sie die Menschen, denen sie begegnet. Sie legt viel Wert auf Gastfreundlichkeit. Von dem, der das Opfer versäumt, glaubte man, dass er nicht viel zu lachen habe. Vorsichtshalber habe auch ich im vergangenen Jahr ein kleines Tischlein zur Zeit der Raunächte aufgestellt.

Auch im Wicca gibt es einen Altar beziehungsweise Hauptaltar. Ich praktiziere seit Jahren Wicca und habe mich entschlossen meinen Altar im Norden zu platzieren. Dem Norden ist im Wicca das Element Erde zugeordnet. Ich habe die Position meines Altartisches deshalb so gewählt, weil ich mich stets daran erinnern möchte, dass wir den Göttern nur auf der Erde begegnen können. Auf der Erde suchen wir Rat, beten, halten Zwiesprache und opfern. Die Erde ist das Element, welches unsere Nahrung hervorbringt. Kein Altartisch hat also eher diesen Namen verdient, als der Nordaltar. Natürlich kann jede einzelne Himmelsrichtung und somit jedes Element einen Altar erhalten. Dennoch bleibt der Nordaltar für mich der wichtigste, für die Begegnung mit den Göttern, für mich und für meine Riten.

cth

Quellen:
W. Pfeiffer: *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, 2000.
R. Hennig: *Zu Wunder und Wissenschaft. Eine Kritik und Erklärung der okkulten Phänomene*, 2013.
K. Kiesewetter: *Geschichte des Neueren Okkultismus*, 2004.
J. Grimm: *Deutsche Mythologie*, III. Band, 1981.
J. N. Sepp: *Die Religion der alten Deutschen*, 1890.
O. Dähnhardt / R. Hildebrand: *Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen*, 1898.

Interview mit James Vermont

Schamane und paganer Netzwerker aus Österreich

In Österreich ist er eine bekannte Größe innerhalb der heidnischen Szene. Er bezeichnet sich als Schamane, organisierte jahrelang das Hexentreffen „Bell, Book and Candle“ und leitet bis heute zwei Trommelgruppen in Klagenfurt. Die DA-Redaktion lernte James Vermont auf dem jährlichen Hexentreffen in Elsarn kennen, welches er zwar nicht mehr ausrichtet, aber noch immer regelmäßig besucht. Dass er eher zum Understatement neigt, bemerkten wir erst mit der Zeit, denn sich selbst als Berühmtheit der Heidenszene darzustellen, läge ihm fern. Das hat ihn für uns eigentlich sofort sympathisch gemacht. Arbeit, Familie und Spiritualität in Einklang zu bringen, gelingt leider nicht jedem Heiden. Wer es zudem vollbringt sich selbst für das Heidentum und die Vernetzung der Heiden untereinander zu engagieren, der muss wirklich eine starke Vision und viel Kraft haben, welche für den nötigen Antrieb sorgen. Nach zahlreichen Projekten, wie der Episodengeschichte „Spiegelschritte“, der Organisation des paganen Online-Veranstaltungskalenders „Feuerschnur“ und dem Interviewpodcast „Hörbarium“ befindet sich James Vermont gerade in einer Phase der inneren Besinnung. Das ist gut nachvollziehbar, denn unter den zum Teil einzelgängerischen und sehr individualistischen Neuheiden hatte er manchen Rückschlag einstecken müssen. Gerade deswegen freuen wir uns ihn euch vorstellen zu können und auf seine Internetseite Jamesvermont.at verweisen zu dürfen.
Hier kann man seinen Blog erkunden, Trommelmusik herunterladen, Dichterisches und Nachdenkliches lesen und selbst geschossene Bilder bewundern.

DA: Lieber James, ist das dein erstes Interview, oder musstest du schon häufiger Fragen beantworten?

James: Nein, ich durfte mal für das Buch *Moderne Hexen und Wicca: Aufzeichnungen über eine magische Lebenswelt von heute*, von *Birgit Neger* ein Interview führen. Das ist aber schon eine Weile her.

DA: Wir haben dich damals auf einem Hexen- und Heidentreffen in Österreich kennen gelernt. Wie hast du damals in dieses Treffen hinein gepasst? Würdest du dich in eine Kategorie wie Hexe, Wicca oder Schamane einordnen?

James: Helge, der das Treffen in Österreich organisiert hatte, war eine der ersten „Hexen“, die ich als Frischling kennenlernen durfte. Ich denke, die Frage ließe sich mit „Freundschaft“ beantworten. Und die Frage nach der Einordnung (grinst) ist für mich schwer zu beantworten – man entwickelt sich ja immer weiter. Schlimmstenfalls bin ich Magier, bestenfalls Trommler.

DA: Unser erster Kontakt und auch spätere waren unter anderem immer sehr geprägt von Musik, insbesondere vom Trommeln. Was genau bedeutet das Trommeln dir eigentlich?

James: „Im Einklang sein“, Flow, Ektase, sich seinen Gefühlen oder seiner Leidenschaft hingeben – wie es beliebt. Ohne Musik geht in meinem Leben gar nix. Da ist immer irgendeine Melodie in meinem Kopf oder irgendein Rhythmus in meinen Fingern. Das nervt manchmal mein Umfeld, ist aber für mich nicht mehr wegzudenken.

DA: Deine Bekanntschaft hast du hauptsächlich übers Internet erreicht. Wie hat das angefangen und sich dann weiterentwickelt?

James: Das hat mit der Erkenntnis angefangen, dass ich völlig anders ticke, als die Menschen in meinem Umfeld und mit meinem damaligen Nachbarn, als er „CB-Funk“ für sich entdeckt hat. Er hat mich damit angesteckt. Die Reichweite in unserer Kleinstadt war zwar begrenzt, doch trafen wir uns dann mit wildfremden Leuten aus der Nachbarschaft und das war für mich schon ziemlich aufregend. Ich habe mir dann eine Funkanlage auf mein Fahrrad geschraubt.
Tja, dann wurde das Internet für Nicht-Nerds benutzbar und ich fand einen Weg darin meine selbst geschriebenen Texte zu veröffentlichen. Es gab einen Chat auf der Website unseres Lokalblattes und eines Tages wurde zum Chattertreffen gerufen. Da bin ich natürlich hin.
Mit meiner späteren „Hexifizierung“ lag es dann natürlich nahe, nach Gleichgesinnten im Internet zu suchen. Da gab es genau ein Forum in Österreich mit dem Titel „Die Hexen von Wien“ unter Pagan.at. Diesmal habe ich mich aber nicht darauf beschränkt ein Treffen zu besuchen, nein, ich hab gleich das erste österreichische Hexentreffen organisiert – unter Zuhilfenahme einer selbst programmierten Website gemeinsam mit Merlin aus dem Waldviertel. Das fand dann 2001 in Zwettl statt. Ab da hat mein Leben einen komplett anderen Weg genommen.
Ohne Internet, das viele Reisen, das Verbinden von Menschen und Netz hätte ich auch nie meine Partnerin kennen gelernt.
Umso mehr schmerzen mich die Vorgänge im Internet der letzten Jahre, wo ein Ort der Begegnung und des Austausches in einen Ort der absoluten Kontrolle und Marketingmaschinerie verwandelt wird (Stichwort: Acta, Snowden-Enthüllungen, usw.).

DA: Und an welchen Projekten arbeitest du momentan?

James: An gar keinen mehr. Ich habe die letzten drei Jahre wieder „zu mir“ gefunden und zum Trommeln. Darum mache ich jetzt einen Schamanen-Trommelpodcast. Er nennt sich Nebeltrommel und bietet Trommelbegleitung für Meditationen und Reisen in die nicht alltägliche Wirklichkeit. Da ich regelmäßig im Wald und auf den Bergen bin und sowieso immer eine Trommel mit dabei habe, bot sich das an. Ich hab halt ein großes Mitteilungsbedürfnis.

DA: Was sind deine Ziele, was versuchst du mit deiner Arbeit in Heidenkreisen und im Internet zu erreichen?

James: Ich versuche ein authentisches heidnisches / magisches / spirituelles Selbstverständnis vorzuleben und zu transportieren. Ich hab so das Gefühl, dass sich in Österreich viele Leute viel Mühe geben einer nicht festgeschriebenen Norm anzupassen und es sich nicht erlauben, zu ihrer Einzigartigkeit zu stehen. Da schlummert so viel Potential und Schönheit hinter den grauen Fassaden. Oder so viel Leid hinter bunten Masken, das gehört werden will.

DA: Um noch einmal zu den Ursprüngen zurück zu kommen - wie und wieso bist du überhaupt Heide geworden?

James: Durch mein Schreiben, einen Film und eine hartnäckige Muse, in Summe genommen, durch den Drang nach Freiheit. Ich war damals Lehrling und wohnte in einem Lehrlingsheim in Wien. Darin waren hundert Jungs aus sämtlichen Provinzen Österreichs (wie ich) in einer fremden Stadt untergebracht. Die Gruppendynamik spülte mich in ein Dreier-Zimmer mit zwei anderen Nerds. Anstatt dazu zu gehören, gab es eben eine auf die Nuss – zum Glück nur verbal (da wurde zum ersten Mal ein Ständchen für mich gesungen). Ich fühlte mich zwar total fehl am Platz und absolut unverstanden, aber in dem Moment beschloss ich drauf zu pfeifen, amüsierte mich und vertiefte mich in die Welten, die ich mir schrieb. Dabei ging es um Außenseiter und Andersweltblicker, um Hexen eben. Der Rest war Definition und erfolgte später im Selbststudium und dem WurzelWerk-Forum.

DA: Welche Zugänge nutzt du bei deinem magischen Wirken? (z. B. Runen/Sigillen, Musik/Trommel/Gesang, kreative Arbeit, Wortmagie etc.)

James: Der Zugang bei mir ist die Natur. Da ist der Platz, wo für mich Magie stattfindet. Dann kommt es darauf an, welches meiner Werkzeuge ich für mein Bedürfnis als geeignet erachte. Wenn's schnell gehen muss, wähle ich ein Gebet an die zuständige Gottheit. Wenn es um den Sauhaufen in meinem Inneren geht, mache ich eine schamanische Reise. Wenn größere Baustellen anstehen, greife ich zur klassischen Ritualmagie – mit den Jahreskreisfesten ist es nicht anders. Und nicht zu unterschätzen sind lange Wanderungen an einem Gewässer oder im Wald. Da erweisen sich diverse Naturgeister sowohl als heilsam, als auch als wirksam.

DA: Gibt es bestimmte Götter oder Wesenheiten, die dir besonders wichtig sind?

James: Ich arbeite mit dem, was da ist, dort wo ich gerade bin. Und über die Jahre haben sich verschiedene Kontakte herauskristallisiert, denen ich mich sehr verbunden fühle – die haben aber im seltensten Fall einen landbekannten Namen. Sie sind der genius loci von besonderen Plätzen oder Hüter von alten Stätten oder einfach nur ein vertrauter Tier-, Pflanzen- oder Baumgeist - Verbündete eben. Bei den Göttern sieht's schon anders aus. Da steht ganz oben auf der Liste Noreia, die Noble, unsere kelto-römische Landes- und Muttergöttin. Schon seit ein paar Jahren arbeite ich daran das römische Pantheon besser kennen zu lernen. Dazu nehme ich mir passend zum Jahreskreis und den antiken römischen Festen Gottheiten vor und arbeite mit ihnen, zum Beispiel im Frühling Flora und aktuell Apollo.
Meine Anfänge der Götterarbeit habe ich aber mit dem germanischen Pantheon gemacht. Dabei sind Hel und Freyja gute Bekannte von mir geworden.

DA: Wie stark ist das „Heide sein" in deinen Alltag integriert, bzw. wo hört das Heide sein auf und fängt der Alltagsmensch an?

James: Ich trenne das nicht mehr. Ich hab in meiner Pubertät beschlossen, dass ich „jemand" bin und das bin ich immer. Mit Familie ist mein Leben jetzt zu einem gewissen Grad fremdbestimmt und ich drifte immer wieder ins bloße Funktionieren ab. Doch nach einiger Zeit macht mich das krank und meine Natur verlang ihr Recht. Zum Glück tickt meine Partnerin ähnlich und so lassen sich die Freiräume organisieren. Ich fühle mich ein wenig als „Revoluzzer" – je materieller, konsumorientierter und „effizienter" (ich hasse dieses Wort), ekelhafter meine Lebenswelt wird, desto eher fühle ich mich gedrängt den Magier raushängen zu lassen und zu sagen: „Hey, da sind überall Freiräume. Da ist überall Platz in der Zeitlinie. Guck mal, da fliegt ein Rabe – hast Du den gesehen?"

DA: Zweifelst du manchmal an dem, was du tust und fragst dich, welche anderen Wege dein Leben genommen hätte?

James: Oh, ja! Das passiert meistens dann, wenn ich mich vom Schicksal nicht „geführt" fühle und ich hasse es! Ich hasse es, weil es mich nicht weiterbringt. Ich bin ein Mensch, der wissen will, woran er ist, wo er ist und was er zu tun hat. Und wenn ich meine innere „Führung" verloren habe, dann ist das ein unumstößliches Zeichen dafür, dass in meinem Leben etwas gewaltig daneben läuft. Dann habe ich mich in einen falschen Bereich meines Lebens vertieft, oder in irgendeinem Anfall von Ignoranz etwas Wesentliches übersehen.
Welche anderen Wege mein Leben hätte nehmen können, ist mir relativ Wurst: In dem Moment, wo ich eine Entscheidung getroffen habe, habe ich sie für richtig befunden. Und dazu gilt es stehen zu können und aus den Konsequenzen zu lernen.

DA: Was möchtest du unseren Lesern noch abschießend sagen, empfehlen oder wünschen?

James: Ja, hört Euch meinen Podcast an und kauft die Episoden, die Euch besonders gut gefallen! Schreibt mir Eure (zensierten) Reiseberichte, das würde mich glücklich machen, motivieren und mich auf meinem Weg bestärken.

Und denkt mal darüber nach, ob Eure neuheidnische Religion (Wicca, Ásatru, Celtoi, …) oder Eure Magie (schwarz, weiß, Regenbogen) als Fundament für Euer Leben dienen kann. Wenn Nein, dann fragt euch warum nicht. Fragt euch, was ihr braucht.

DA: Eine letzte Frage noch: Was ist es, was dich all die Jahre angetrieben hat dich so in die Heidengemeinschaft einzubringen und dich dort zu engagieren?

James: Was mich antreibt, ist einmal der Wunsch Menschen zusammen zu bringen und zweitens irgendwie so etwas wie eine heidnische community zu etablieren, in der jede Strömung neben der anderen existieren kann. Ungefähr nach dem Feuerschnur-Motto: "...da ist etwas, das uns verbindet".

DA: Lieber James, wir danken dir für das Interview.



Rezension

Die Wolfsfrau

Ich möchte euch in dieser Ausgabe ein Buch vorstellen, das mir schon vor sehr langer Zeit in die Hände gefallen ist. Zugegeben, der Titel wirkt natürlich ansprechend auf alles Weibliche, das sich für Emanzipation, Mythologie oder Schamanismus interessiert. Irgendetwas dergleichen reimte ich mir jedenfalls aus dem Titel zusammen. Als ich zu lesen begann, stellte ich jedoch sehr schnell fest, dass es sich um ein sehr anspruchsvolles und tiefgehend psychologisches Werk handelt. Das schreckte mich vorerst ab und ich legte es beiseite.
Vor kurzem habe ich mich wieder damit beschäftigt und bin der Meinung, dass es sich durchaus lohnt, sich mit den ganzen 474 Seiten auseinander zu setzten, ja dass es der einen oder andern Frau sogar als Arbeitsbuch für die psychologische Selbstfindung dienen könnte.

„Die Wolfsfrau“ ist das erste veröffentlichte Buch von Dr. Clarissa Pinkola Estés und 1992 im Heyne Verlag erschienen. Die Psychoanalytikerin hat in multikulturellen Studien und klinischer Psychologie promoviert und ist eine erkennbare Anhängerin von C.G. Jung.

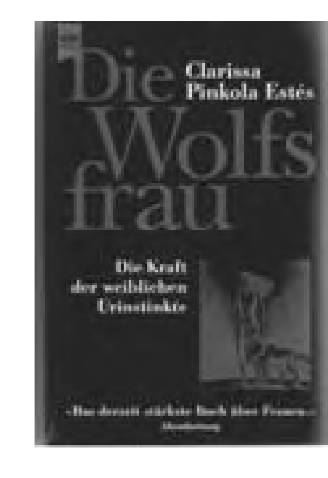
In der Kernaussage des Werkes geht es darum, dass jede Frau in sich selbst auf ihre Urkraft und naturgegebene Wildheit zurückgreifen kann, die voll von richtigen Instinkten, leidenschaftlicher Kraft und alterslosem Wissen ist. Nur wenn eine Frau die ihr anerzogene Rolle des Lieb-, Nett- und Angepasstseins, des Gehorchens, Fügsamseins, des Sichunterordnens und Stillseins aufgibt, kann sie aufwachen und wieder „sehend“ werden. Die Autorin greift auf sehr viele Märchen, Mythen und Geschichten aus der ganzen Welt zurück, anhand derer sie das Wissen über die wilde, archetypische Frau herleitet und beschreibt.
Sie ist der Meinung, dass alle Frauen, ebenso wie alle Männer, ursprünglich als begabte Wesen zur Welt kommen, aber sozusagen ein psychologisches Make-up durch äußere Einflüsse, Erziehung und Beziehung verpasst bekommen. Ihr Ziel ist es, die Frau unter diesem Make-up zum Vorschein zu bringen und mit der Wildnatur der Frau, wie mit einem eigenständigen Wesen zu arbeiten, sie als lebendiges Geschöpf zu begreifen, von dem die tiefsten Innenwelten der Frau animiert und informiert werden. *„Eine Psychologie, die es versäumt, das spirituelle Wesen im Zentrum der femininen Psyche zu kontaktieren, muss als gescheitert betrachtet werden, denn sie versagt ihre Hilfe nicht nur der einzelnen Frau jetzt und hier, sondern auch den Töchtern der heutigen Frauen und allen zukünftigen Nachkommen des weiblichen Geschlechts“*.

Anhand von indianischen, spanischen, russischen oder deutschen Märchen und Sagen versucht Clarissa Pinkola Estés die Leser durch die verschiedenen Entwicklungsstufen hin zu ihrem inneren Selbst zu führen. So geht es beispielsweise am Anfang um “Blaubart“, in dem die naive, neugierige Frau zunächst als Opfer dasteht. Wenn sie aber aus dieser Rolle ausbricht, wird ihr etwas Neues, vielleicht noch gänzlich Unbekanntes mit auf den Weg gegeben, was ihr in diesem Fall das Leben rettet.
Im russischen Märchens „Vasalisa die Weise“ geht es um die Abnabelung der Tochter von der Mutter. Es geht darum, deren Segen und mütterliches Wissen mit auf den Weg zu nehmen, aber auch zu erkennen, dass die eigene Mutter mehr zu vermitteln hat und mehr ist, als lediglich die Kümmernde, Sorgende und Verpflegende. Das Mädchen muss ihre Erfahrungen selbst machen, um dann der Hexe gegenüber zu treten.
In der schamanischen „Skelettfrau“ wird erläutert, welche psychischen Stationen durchlaufen werden müssen, um sich der Liebe zu stellen, vom Werden zum Vergehen und zum Neuwerden.

Diese Märchen und die im wahrsten Sinne des Wortes zauberhaften Interpretationen leiten in 15 Kapiteln dazu an, der wilden Alten in uns gegenüber zu treten. Aus meiner Sicht geht es dabei systematisch auch um die drei Aspekte der Göttin in uns: das übermütige Mädchen, die Mutter und Geliebte und die weise Alte. Clarissa Pinkola Estés behandelt dabei die Frau in Partnerschaft, Sexualität, Liebe und „Rudelfindung“, genauso wie Einweihungen, Selbsterhaltung und positive Einsamkeit. Immer dient ihr dabei die Wölfin als Leitbild, anhand der sie dem Leser die eigenen Urinstinkte nahe bringt. Hinter unserer Menschengestalt soll ein hellwaches, animalisches Selbst mit hochentwickeltem Instinkt, mit wehrhaften Reißzähnen, gut trainierten Stimmbändern zum Knurren und Aufheulen sowie unendlich weichem Bauchfell und einer schier unerschöpflich großzügigen Herzenswärme stehen. Dieses wilde „Wolfs-Selbst“ ist mit dem zyklischen Auf und Ab des Lebens vertraut, hat ein gesundes Selbstwertgefühl, einen heldenhaften Mut und verlässt sich, und das ist das wichtigste, auf seine Intuition!

Für mich enthält das Buch einige tiefgründige Wahrheiten, die man mit dem Herzen lesen muss. Ich konnte erkennen, wo ich selbst mit meinen Erkenntnissen stehe, aber auch feststellen, dass ich unbewusst trotzdem viele typisch frauliche Verhaltensmuster lebe und warum das so ist. Und nur durch das Erkennen kann man sich bewusst davon verabschieden.
„Die Wolfsfrau“ ist ein Buch, mit dem man sich eingehend beschäftigen muss. Es ist keine leichte Lektüre, denn es zwingt einen während des Lesens über sich selbst nachzudenken und dabei unweigerlich auch an sich zu arbeiten.
Sicher ist das Buch in erster Linie für Frauen geschrieben, aber es ist weder besonders feministisch noch männerfeindlich ausgerichtet. Dem einen oder anderen Mann könnte bei der Lektüre durchaus ein Licht über das Verhalten der Frauen aufgehen, wenn er denn bereit ist, sich darauf einzulassen.
Die Autorin wird oft als Cantadora (Sängerin, Erzählerin) bezeichnet, die ihrem Titel alle Ehre macht. Sie vereint alltägliche Realität, Sagen aus aller Welt und analytische Psychologie mit einer Brise Persönlichkeit und lässt dabei trotzdem Raum für eigene Antworten, ohne dem Leser ihre Meinung aufzudrängen.

Ravenna



The Witchy News

22. 05.
Zwei heilige Steine im Kolomenskoje-Park nahe Moskau werden immer wieder von radikalen Christen beschmiert. Die im Volksmund als „Ziegenstein“ und „Jungfrauenstein“ bekannten Felsformationen werden seit ungefähr 5000 Jahren kultisch verehrt; seit dem Ende der Sowjetunion auch von russischen Neuheiden. Stets finden sich Opfergaben in der Nähe der Steine; sie werden noch heute bei Krankheit oder Unfruchtbarkeit aufgesucht. Durch die Hilfe zahlreicher heidnischer Aktivisten konnten die aktuellen Schmierereien von Anfang Mai rasch beseitigt werden. Die via Internet angekündigten Gegenaktionen der radikalchristlichen Gruppe Bozhja Volja blieben aus. Russlands Heidenszene ist eigentlich stark zersplittert. Allein in Moskau existieren acht neopagane Organisationen, die nicht selten in Konkurrenz zueinander stehen. Für die Säuberung der Steine und das gemeinsame Auftreten gegenüber den Behörden rauften sie sich nun kurzfristig zusammen.
http://wildhunt.org/2014/05/russian-pagan-community-cleans-up-vandalized-sacred-stones.html

01. 06.
Die neopagane Bewegung Aar Aiyy ist in der russische Teilrepublik Jakutien offiziell als Religion anerkannt worden. Bei der neuen Religion handelt es sich um eine Wiederbelebung der schamanischen Traditionen der mongolischen Turkvölker, zu denen auch die Jakuten gehören. Unter den zwölf Hauptgöttern dieser zentralasiatischen Steppenvölker ist Tengri, der weite Himmel, mit Abstand der wichtigste. Gelegentlich werden die traditionellen Glaubensvorstellungen dieser Völker daher auch unter dem Namen Tengrismus zusammengefasst. Mit der offiziellen Anerkennung gehen in Russland einige Privilegien einher: Unter anderem dürfen die Aar Aiyy nun Tempel errichten, Ausbildungszentren gründen, Informationen verteilen und Land besitzen. Bis zur Anerkennung muss eine religiöse Gruppe einen 15-jährigen Beobachtungsprozess durchlaufen. Jakutien liegt im sibirischen Teil Russlands und ist die größte russische Teilrepublik.
http://www.themoscowtimes.com/news/article/yakut-pagan-creed-recognized-in-russia/500912.html

22. 06.
Ein als Reinkarnation des Affengottes Hanuman verehrter Junge in Indien wird nun operiert. Der dreizehnjährige Arshid Ali Khan, der mit einem „Affenschwanz“ auf die Welt kam, ist zum Ziel regelrechter Wallfahrten geworden. Mit dem Schwanz müsse nun Schluss sein, so die Ärzte, die um die Gehfähigkeit des Jungen aus dem Punjab bangen. Arshid Ali ist von seinen Kräften überzeugt und sieht der Operation gelassen entgegen. Er werde auch ohne Schwanz weiter verehrt werden, da seine Gebete schon immer vom Gott Hanuman erhört worden sein, meint er. Die Menschenmassen, die täglich bei ihm erscheinen, um sich segnen zu lassen, scheinen ihm Recht zu gaben.
http://www.news.de/gesundheit/855540135/inder-will-sich-schwanz-entfernen-reinkarnation-von-affengott-hanuman/1/

02. 07.
Wissenschaftler der belgischen Universität Liège haben übliche, rationale Erklärungsmodelle für Nahtoderfahrungen widerlegt. Die Erlebnisse seien eindeutig nicht auf Sauerstoffmangel zurückzuführen, so die Forscher um den Neurowissenschaftler Steven Laurys. Hätten Nahtoderlebnisse mit Sauerstoffmangel zu tun, hätte man ganz unterschiedliche „Halluzinationen“ feststellen müssen. Die 190 untersuchten Nahtoderlebnisse glichen sich jedoch auf verblüffende Weise: Man löst sich aus dem eigenen Körper, geht in ein Licht und trifft dort verstorbene Freunde und Verwandte; auch würde die Erfahrung mehrheitlich als angenehm beschrieben werden. Die Wissenschaftler nähern sich der Thematik so unvoreingenommen wie möglich: *„Wir müssen anerkennen, dass es noch viele Dinge gibt, die wir nicht verstehen“*, so Laurys.
http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.de/2014/07/studie-nahtoderlebnisse-gleichen-sich.html

13. 07.
Gerald Gardner, Begründer der Wicca-Tradition, wurde von der English Heritage Organisation mit einer sogenannten Heritage Plaque geehrt. Die blauen Metallplaketten markieren Orte, an denen Personen lebten, die sich besonders um das englische Kulturerbe verdient gemacht haben. Geehrt wird Gardner als „Vater der modernen Hexenkunst“. Alle Interessierten finden die Gedächtnisinschrift am Mill House in Highcliffe, wo er von 1938-1945 lebte. In diesen Jahren entwickelte Gardner Wicca aus einer Mischung ritualmagischer Praktiken, altenglischer Volksmagie und fernöstlicher Einflüsse. Dorothy Clutterbuck, eine alteingesessene Hexe und angeblich Leiterin des New-Forest-Covens, soll ihn hier 1939 in die Geheimnisse der Hexenkunst initiiert haben. Gardners spätere Hohepriesterin Doreen Valiente war bereits im vergangenen Jahr mit einer ähnlichen Gedächtnisplakette als „Mutter der modernen Hexenkunst“ geehrt worden.
http://www.doreenvaliente.com/Doreen-Valiente-Gerald_Gardner_Blue_Plaque-48.php#sthash.PtpxFE2h.dpbs

28. 07.
Margot Adler (*1946), Journalistin und Wicca-Aktivistin, ist heute im Alter von 68 Jahren verstorben. Bekannt wurde sie vor allem durch ihr Buch „Drawing down the moon“, eine 1987 erschienene Studie zum neopaganen Glauben in den USA. Es trug maßgeblich dazu bei, Wicca und die Göttinnen-Bewegung in den Vereinigten Staaten bekannt und für weite Kreise attraktiv zu machen. Bis heute ist es eine unerschöpfliche Quelle für jeden, der sich mit der Geschichte und Ausbreitung von Wicca auseinandersetzen möchte. Margot Adler war allerdings mehr als eine bloße Chronistin. Unerschöpflich setzte sie sich über Jahrzehnte für den Frieden und die soziale Gerechtigkeit ein. Sie war gleichzeitig als Wicca-Priesterin und in der unitarischen Kirche aktiv. Viele Menschen wurden von ihr inspiriert.
http://www.sternenkreis.de/index.php/news/123-pagan-news/531-margot-adler-verstorben

30. 07.
Dan Halloran, Mitglied des New Yorker Stadtrats und bekennender Heide, wurde wegen Vorteilsnahme und Korruption angeklagt. Halloran, welcher alle Vorwürfe leugnet, ist der ranghöchste gewählte Politiker in den Vereinigten Staaten, der sich offen zum Neopaganismus bekennt. Ob die Vorwürfe berechtigt sind, ist nicht klar. 2009 musste Halloran eine scharfe Kampagne über sich ergehen lassen, als sein Glauben publik wurde. Damals tauchten Fotos auf, die ihn beim Opfern einer Ziege und bei Runenzaubern zeigten. Er praktiziert eine Form des germanisch orientierten Neuheidentums.
http://wildhunt.org/2014/07/dan-halloran-convicted-of-fraud-and-bribery.html

F. Wirth